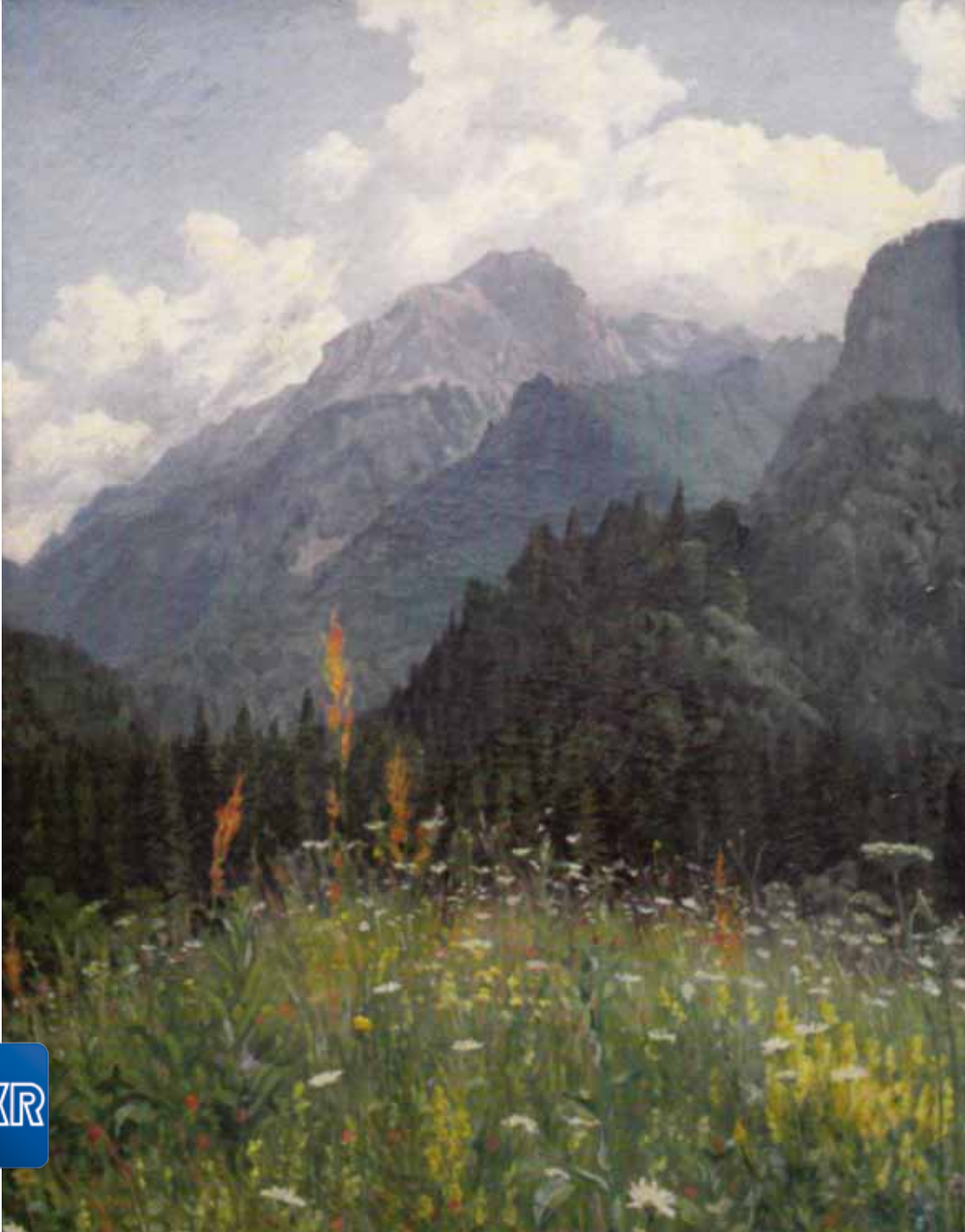


1344 | 25. 5. 2014

KULTURPOLITISCHE KORRESPONDENZ

BERICHTE MEINUNGEN DOKUMENTE



 OKR

INHALT

Klaus Weigelt

Finsterstes in gleißendem Licht

Als deutscher Reisender in Israel

3

Roswitha Wisniewski

Prag als Mittel-, Dreh- und Angelpunkt einer Epoche

Ein Buch über Matthäus von Krakau

6

Markus Bauer

Die Samtene Revolution kam auf Samtpfoten

Diözesantrag der Würzburger Ackermann-Gemeinde

10

Pack die Badehose ein

Ausstellung zu Ostseebädern in Schloss Caputh

13

Kardinaltugend

Der emeritierte Erzbischof von Köln für Breslauer Sammlung

14

Was würde Kurt Tucholsky zur Ukraine sagen?

Gespräch mit der Ossietzky-Preisträgerin Dr. Irina Scherbakowa

15

Kleinodien vom Kannenbäcker

Keramik der Sammlung Peltner im Haus Schlesien

16

Ihnen ist römisches Glas kein böhmisches Dorf

„Experimentelle Archäologen“ im Rheinbacher Museum

17

BÜCHER MEDIEN VERANSTALTUNGEN

Hasek: Schwejk (Neuübersetzung) (*Ulrich Schmidt*)

18

Engel: Blickpunkt Banat (*Franz Heinz*)

20

Bergel: Das Spiel und das Chaos (*Ingeborg Szöllösi*)

21

LITERATUR UND KUNST

Hans-Gerd Warmann

Durch die große weite Welt nach Pommern

Zwickau ehrt Max Pechstein

24

Freilicht gab es auch in Siebenbürgen

Das HDO München zeigt Eduard Morres

26

Dieter Göllner

Das Tröpfchen Bernstein vom Schulacker

Arno Surminski eröffnet eine Ausstellung zu seinen Ehren

27

Bärbel Beutner

Bereiter „künftigen Brotes“

Tagung zu Ernst Wiecherts Werk und Wirkung

28

In seiner „Stadt am Fluss“

Festkonzerte von und für Oskar Gottlieb Blarr in Düsseldorf

30

KK-NOTIZBUCH

31



So mühevoll uns die Mühen der Ebenen zuweilen erscheinen mögen, so scheinbar mühelos, nachgerade leicht und luftig, hat Eduard Morres das Gebirge gemalt, hier den Butschetsch in den siebenbürgischen Karpaten. Dazu aber machte er sich stets die Mühe, hinzugehen und im „freien Licht“ zu malen

Bild: s. S. 26

Finsterstes in gleißendem Licht

In Israel geht dem deutschen Reisenden viel von der fatalen Geschichte und der komplizierten Gegenwart auf

„So spricht der Herr: Denen, die meine Sabbate halten und erwählen, was mir wohlgefällt, und an meinem Bund festhalten, denen will ich in meinem Hause und in meinen Mauern ein Denkmal und einen Namen (hebräisch: Yad Vashem) geben. Einen ewigen Namen will ich ihnen geben, der nicht vergehen soll.“ – Der Text aus dem Propheten Jesaja, Kapitel 56, Vers 5, steht in hebräischen Lettern auf einer langgestreckten Mauer gegenüber der Halle der Erinnerung, in deren Boden die Namen der 22 größten Konzentrationslager eingraviert sind und in der eine Gedenkflamme für die Opfer des Holocaust brennt. Ein Denkmal und einen Namen – Yad Vashem – hat das jüdische Volk den Millionen Opfern des Nationalsozialismus geben wollen und dieser einzigartigen Gedenkstätte in Jerusalem den Namen aus dem Propheten Jesaja zugedacht, der nicht vergehen soll.

Israel ist gerade für Deutsche ein ganz

besonderes Land, aber erst der Reisende erfährt etwas von der wahren, der nicht reduzierbaren tiefen Komplexität, die ihn in diesem Land umfängt und die so weit entfernt liegt von den dünnen und einseitigen Schlagzeilen der Medien des Tages. Da tauchen die abendlichen Gebetsrufe der Muezzin von den Minaretten in Jaffa die friedliche Welt der Basare in eine völlig unerwartete orientalisches-arabische Stimmung. Das Land ohne Kirchtürme dokumentiert in den allerorten aufragenden Minaretten eine überraschende jüdisch-muslimische Konvivenz und Toleranz.

Da blüht die Wüste Negev und bringt unter weit gespannten Netzen bei spärlicher Tropfenbewässerung Zitrusfrüchte und Avocados, Tomaten, Erdbeeren, Salate und vielfarbige Karotten hervor; Asiaten und Afrikaner reisen an, um sich kundig zu machen und das Wunder in ihre Länder zu tragen, während ringsum die Wüste



Der Deportationswaggon hält für immer über einem Abgrund, selbst wenn eine eher freundliche Vegetation das Gedenken begütigen will: Yad Vashem, über dem Tal der Gemeinden

Bilder: der Autor

weiterlebt, außerhalb der Grenzen. Nur mit Jordanien gibt es Vereinbarungen über diesen segensreichen Technologietransfer. Da gibt es junge und junggebliebene Menschen, die bei aller täglichen Bedrohung ihren Alltag fröhlich und aktiv bewältigen, kinderreiche Familien in Haifa, Tel Aviv oder Jerusalem, bewaffnete Soldatinnen und Soldaten, die einkaufen, gemeinsam oder allein ihre Freizeit in einem Café verbringen, dem Touristen bereitwillig Fragen beantworten.

Und da gibt es alte Juden aus Deutschland und Russland, junge aus der arabischen Welt und aus Afrika, und alle – Juden und Nichtjuden – standen an diesem 28. April, dem seit 1951 begangenen Jom Haschoa, zwei Minuten still beim Tönen der Sirenen, während das öffentliche Leben landesweit ruhte.

In Yad Vashem gibt es neben dem Museum zur Geschichte des Holocaust mit der Halle der Namen vor allem zwei Mahnmale, die dem Besucher an Herz und Gemüt gehen: die Gedenkstätte für die anderthalb Millionen von den Nazis umgebrachten Kinder und das Tal der Gemeinden.

Das Kindermahnmal ist eine dunkle, von einem Firmament mit den Spiegelungen von nur fünf Kerzen überwölbte Halle, in

deren Dunkelheit sich der Besucher nur an einem Handlauf vorwärtstasten kann, während aus dem Raum die Namen, das Alter und die Herkunftsorte der ermordeten Kinder von Müttern und Vätern gesprochen werden, ununterbrochen, drei Monate lang, bis die Lesung von vorn beginnt. Niemand verlässt diese Halle trockenen Auges. Auf dem Hügel darüber versinnbildlicht eine Stelengruppe abgebrochener Säulen die vorzeitig zerstörten Lebensläufe der Kinder.

Das Tal der Gemeinden ist ein grandioses, ein Hektar umfassendes Felsenlabyrinth, vier bis fünf Meter tief, unter freiem Himmel, in dem auf über einhundert Steinwänden der über 5000 Gemeinden in Europa gedacht wird, die dem Holocaust zum Opfer fielen. Die Wanderung durch dieses Tal offenbart die Blutspur, die der Nationalsozialismus von Paris über Amsterdam und München bis Wien, von Riga über Königsberg bis Danzig, von Warschau über Lublin bis Lemberg, von Litauen über Weißrussland, Polen, die Ukraine bis Ungarn und Rumänien hinterlassen hat. Die Namen der Gemeinden sind in hebräischer und lateinischer Schrift eingemeißelt und in Ländergruppen zusammengefasst, so dass Ost- und Westpreußen, Pommern, Brandenburg und Schlesien ebenso bis in die kleinen Dorfgemeinden auffindbar



Erschütternde Starre – auch im Angesicht der Frage, was Kunst kann und was nicht: das Holocaust-Denkmal in Yad Vashem



Merkwürdige „Fügung“: Wer Hebräisch kann, vermag im Tal der Gerechten zu lesen, dass die Hauptstadt Galiziens auf Deutsch Lemberg heißt

sind wie zahlreiche Orte in den Ländern Mittel- und Osteuropas.

Es ist tröstlich und dokumentiert die friedens- und versöhnungsorientierte Trauer der gesamten Anlage von Yad Vashem, wenn die Bedrückung beim Rundgang auf der Allee und im Garten der Gerechten unter den Völkern gemildert wird durch den Blick auf die Bäume der Hoffnung, die hier gepflanzt wurden, um auch denen ein Denkmal und einen Namen zu geben, die in der Nacht der Verzweiflung und Vernichtung den Verfolgten zur Seite standen. Auch Deutsche finden sich hier, wie Oskar Schindler und Berthold Beitz.

Hella Markowsky war sechs Jahre alt, als Hitler die Macht ergriff und Deutschland in sechs weiteren Jahren zum Schrecken in ganz Europa, ja der Welt machte. Die Königsbergerin, über die wir bereits in unserem Heft 1322 vom 25. Juli 2012 berichtet

haben, erlebte alle Verfolgungen, die das Naziregime für seine jüdischen Bürger organisierte, sie war Zeitzeugin der Juden-deportationen von 1942 aus Königsberg nach Minsk und Theresienstadt, verlor Familienangehörige und Freunde, überlebte den Naziterror und anschließend auch die sowjetische Besatzung, floh nach Litauen und weiter mit ihrem Mann nach Moldawien, wo sie als Nechama Drober vierzig Jahre überlebte. Als sie 1990 „nach Hause“ wollte, war aus ihrem sowjetischen Pass nicht erkennbar, dass Nechama Drober mit der Königsbergerin Hella Markowsky identisch war; das konnte erst Jahre später geklärt werden, und Nechama Drober erhielt ihren „Heimatpass“.

Aber da wohnte sie bereits lange in Kirjat Ata bei Haifa, zusammen mit ihren Kindern und Enkeln. Sie lebt dort im vierten Stock eines achtstöckigen Hochhauses, in dem fast nur Russisch gesprochen wird. Ihr Deutsch, das sie sich bewahrt hat, kann sie nur mit Besuchern sprechen oder wenn sie selbst nach Deutschland eingeladen wird.

Auch das ist Israel: der Versuch Tausender von Menschen, denen die Gewalten und Schrecknisse des 20. Jahrhunderts das Schicksal zerrissen haben, am Lebensabend die spärlich verbliebenen Fäden wieder zu etwas Sinnvollem zu verknüpfen. Im Gespräch mit Nechama Drober wird ihre Heimatstadt Königsberg gegenwärtig, zahllose Details – bedrückende, aber auch schöne – trägt sie unzerstörbar in ihrem Gedächtnis, und ihre Wohnung erlebt der Besucher wie einen Gedenkort. Ihre Augen glänzen, wenn sie vom letzten Besuch in der Heimat berichtet. Sie hat für ihre beiden in Königsberg verstorbenen Brüder Trauerkerzen auf dem früheren Friedhof in der Steffekstraße angezündet, und ihr größter Wunsch ist es, die Vollendung des Wiederaufbaus ihrer Synagoge in der Lindenstraße gegenüber dem Dom am Pregel noch zu erleben.

Klaus Weigelt (KK)

Prag als Mittel-, Dreh- und Angelpunkt einer Epoche

Ein Buch über Matthäus von Krakau bietet einen faszinierenden Einblick in das kulturelle Gefüge des 14. und 15. Jahrhunderts

Dieses Buch weist über sich hinaus und bietet durch die im Titel angekündigte „geistesgeschichtliche Einordnung“ ein Kompendium des beeindruckenden kulturellen Gefüges, das Prag im 14. und Anfang des 15. Jahrhunderts auszeichnete. Deshalb lassen wir es hier auch nicht bei einer schlichten Rezension bewenden, sondern folgen den geistlichen und geistigen Auseinandersetzungen jener Epoche.

In seinem umfangreichen und mit zahlreichen weiterführenden Literaturhinweisen versehenen Buch vereint Helmut Beifuss die Edition eines der wichtigsten deutschsprachigen Übersetzungstexte des 14. und des beginnenden 15. Jahrhunderts mit einer umfassenden Darstellung der kulturellen Situation in Prag und in Heidelberg in jener Zeit. Allein die breite Überlieferung des lateinischen *Dialogus rationis et conscientiae* in ca. 250 Handschriften macht deutlich, welche besondere Wichtigkeit diesem Traktat über den Empfang des Abendmahls zugesprochen wurde. Verfasser war Matthäus von Krakau. Der Traktat entstand im Zusammenhang mit der Prager Synode von 1388, die jenes Thema behandelte, und wurde von Matthäus sofort auch ins Deutsche übersetzt.

Das Werk des Matthäus ist zugleich ein hervorragendes Zeugnis für die aufkommende Bedeutung Prags als Kulturmetropole. 1310 war Johann von Luxemburg, Sohn Kaiser Heinrichs VII., Schwiegersohn des Przemysliden Wenzel II., als das Geschlecht der Przemysliden im Mannesstamm ausstarb, mit Böhmen belehnt worden. Johann verzichtete auf die polnische Krone und erhielt dafür das Herzogtum Breslau sowie andere schlesische Gebiete und Masowien. Sein Sohn Wenzel, der sich nach seiner Ehe mit einer Tochter Karls von Valois offiziell mit seinem Firmnamen Karl nannte, konnte Böhmen durch eine klug abwägende Politik um weitere Gebiete vergrößern und wur-

de 1355 zum römisch-deutschen Kaiser gekrönt. Karl IV. war der erste Kaiser, der das römisch-deutsche Reich von Böhmen aus lenkte und dadurch dem östlichen Teil der deutschsprachigen Gebiete eine neue Bedeutsamkeit verlieh. In Böhmen lebten Deutsche und Tschechen. Karls Mutter war die Przemysliden-Fürstin Eliska (Elisabeth), und er liebte das Tschechische ebenso wie das Deutsche. In seiner Regierungszeit gab es dank seines ständigen Ausgleichs auch die später so gefürchteten Nationalitätenkonflikte in Böhmen zwischen Deutschen und Tschechen noch nicht. Karl war durch seine Erziehung international geprägt und sprach fünf Sprachen: Lateinisch, Deutsch, Tschechisch, Französisch und Italienisch. Er pflegte Kontakte mit Petrarca und Rienzo und trug zu einer kulturellen Weiterentwicklung in seinem Herrschaftsbereich bei, die als Frühhumanismus umschrieben wird. Er war tief religiös und förderte namentlich die Augustiner-Chorherren, deren Hauptanliegen neben der persönlichen Lauterkeit die Pflege der Wissenschaft war.

Der Kaiser selbst beteiligte sich mit eigenen Schriften am kulturellen Leben. Er verfasste als erster Herrscher des Mittelalters eine Autobiographie. Zwischen 1355 und 1361 schrieb er eine Wenzelslegende. In den *Moralitates* legte er eine Sammlung geistlicher Texte und Überlegungen zu religiösen, philosophischen und moralischen Problemen vor. Fraglich ist, ob er einen Fürstenspiegel für seinen Sohn verfasste.

Sicher ist, dass er als erster Herrscher eine Chronik über sein Kernland Böhmen anfertigen ließ, aus der „Hoch und Gering an den Beispielen der Väter Tugend lernen“ sollten. Beifuss verweist auf die enorme Antriebskraft, mit der Karl IV. Prag zur Metropole gestaltete. Böhmen erhielt die Kurwürde, Prag wurde Erzbistum, Peter Parler schuf seine berühmten Bauten. 1348 wurde in Prag die erste Universität auf dem Gebiet des Heiligen Römischen Reiches nördlich der Alpen gegründet. Prag wurde aber auch zu einem Mittelpunkt des raumübergreifenden Handels, der auch den Kontakt mit der Hanse einschloss. Und es war Karl IV., der 1356 die Verabschiedung der Goldenen Bulle erreichen konnte, die bisweilen als „Grundgesetz“ für das Reich bis zu seinem Untergang 1806 bezeichnet wird.

Große Unterstützung in seinen Bemühungen fand Karl bei Ernst von Pardubitz (ca. 1300–1364). Dieser wurde der erste Erzbischof von Prag und der erste Kanzler der von ihm mitgegründeten Universität. Er rief mehrere Augustinerklöster ins Leben und kämpfte gegen Aberglauben und gegen Wucher. Bis heute unvergessen ist Karls Verdienst um die Herausbildung der Prager Kanzlei zu einem kulturellen Mittelpunkt,

der zur Weiterentwicklung der deutschen Sprache erheblich beitrug. Das von Beifuss herausgegebene Werk des Matthäus von Krakau ist ein wichtiges Zeugnis dieser Bemühungen. Die Kanzlei wurde von Johann von Neumarkt (ca. 1310–1380) geleitet, der in Italien studiert hatte und mit Petrarca und Rienzo in regem Briefwechsel blieb, als er Pfarrer in Breslau, dann Bischof in verschiedenen Bistümern und schließlich der Hofkanzler Kaiser Karls wurde. Johann von Neumarkt, der Wert auf eine stilistisch anspruchsvolle Sprache und eine gepflegte Ausdrucksweise legte, verfasste Gebetstexte und andere Werke auch in deutscher Sprache und machte in Musterbüchern normative Vorgaben für die Mitarbeiter in der Kanzlei. Dies führte zu gestaltendem Vorbild im gesamten deutschsprachigen Raum, so dass die Kanzlei einen grundlegenden Anteil am Entstehen einer einheitlichen, geregelten neuhochdeutschen Sprache hat.

Aber der Aufstieg Prags fand in einer insgesamt schwierigen Zeit statt. Die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts war durch Missernten, Hungerkatastrophen und furchtbare Pestwellen gekennzeichnet. Etwa ein Drittel der Bevölkerung wurde vernichtet. 1378



Diese Bögen tragen Menschengedenken, dahinter ragt es zum Himmel: Blick über die Karlsbrücke auf die Prager Burg

Bilder: OKR

begann die Kirchenspaltung, die erst durch das Konzil von Konstanz 1414–1418 beendet werden konnte. Vielfach wurden die Ereignisse als Gottesgericht verstanden. Die Lehre des Joachim von Fiore (ca. 1130–1202) fand große Verbreitung, wonach dem Dritten Zeitalter, der glückseligen Zeit des Heiligen Geistes, eine Schreckenszeit mit der Ankunft des Antichrists vorausgeht. In einer solchen Zeit glaubten viele Menschen des 14./15. Jahrhunderts zu leben, und es bildeten sich radikale Frömmigkeitsformen heraus, vernichtende Kritik an der Priesterschaft und vorreformatorische Auseinandersetzungen um die Gestaltung des kirchlichen Lebens kamen dazu.

Berühmte Gelehrte und Prediger versuchten in dieser Notsituation Hilfe zu bringen durch aufrüttelnde Mahnung, aber auch durch Vorschläge für sakramentale Regelungen. Karl IV. und Erzbischof Ernst von Pardubitz gelang es, den in Oberösterreich geborenen Konrad von Waldhausen (ca. 1325–1369) nach Prag zu holen. Er verurteilte in seinen Predigten den verwahrlosten Lebensstil vieler Geistlicher und versuchte die *ecclesia spiritualis* des Augustinus und die Geistkirche im Sinne des Joachim von Fiore zu etablieren. Damit hing das Bemühen um die Einbeziehung der Laien in den Gottesdienst durch Kirchenlieder in der Volkssprache zusammen. Auch Johann Milic von Kreamsier (Johannes Milicius, geboren um 1320, gestorben 1374) übte heftige Kritik namentlich an Missständen, etwa der Simonie, in der Geistlichkeit. Er sah in der Verwahrlosung der Kirche das Werk des Antichrists und forderte die häufige Kommunion der Laien, damit sie auf diese Weise Christus verbunden blieben und gestärkt würden im Kampf gegen den Antichrist. Heinrich Totting von Oyta (ca. 1330–1397) lehrte von 1373 bis 1378 an der Universität Prag und geriet in große

Eine Lehre kündete davon, dass dem Zeitalter des Heiligen Geistes eine Schreckenszeit des Antichrists vorausgehe, in der die Menschen damals zu leben glaubten.

Schwierigkeiten, weil er sündigen Priestern das Recht absprach, die Kommunion auszuteilen, was der kirchlichen Auffassung widersprach, wonach auch der sündige Priester nur Werkzeug ist, um Gottes Gnade zu spenden. Ein Traktat über wirtschaftliche Fragen zeigt neue Sichtweisen. Konrad von Soltau (ca. 1350–1407) führte die Lehren Oytas über das Fortwirken von Sünde fort. Nach Matthias von Janov (ca. 1350–1393) existieren zwei entgegengesetzte Kirchen, die Christi und die des Antichrists, wobei die Kirche des Antichrists innerhalb der Kirche Christi ihren zerstörerischen Kampf betreibt. Für die Laien galten ihm die Rückbesinnung auf urchristliche Ideale, vor allem das Armutsideal und die christliche Gemeinschaftspflege, sowie der tägliche Empfang der heiligen Kommunion als wichtigste Reformelemente. Auch Heinrich von Bitterfeld (gestorben 1405) bemühte sich um Reformen im Klerus, speziell im Dominikanerorden. Er strebte eine Lebensform an, in der die *vita contemplativa* mit der *vita activa*

verbunden sein sollte und kämpfte vor allem gegen den Ablasshandel. Schriften aus den Jahren 1388–1391 lassen erkennen, dass er wesentlichen Anteil hat an der 1391 getroffenen synodalen Entscheidung für die häufige Laienkommunion. Ein Sentenzenkommentar setzt sich darüber hinaus mit der Frage auseinander, ob Laien ermuntert werden sollen, täglich die heilige Kommunion zu empfangen.

In den Kreis dieser Persönlichkeiten, die sich im 14. Jahrhundert für kirchliche Reformen einsetzten, gehört auch Matthäus von Krakau. Sein literarischer Durchbruch erfolgte im Zusammenhang mit der Prager Synode von 1388, die den Empfang der Kommunion für Laien auf einmal im Monat beschränkte. Dagegen argumentierte Matthäus in seinem Traktat *Dialogus rationis et conscientiae* und konnte den

Der Porträtist war um die „Heutigkeit“ sichtlich mehr bemüht als um die Historizität: Karl IV.



Sieg der Vernunft miterleben; denn 1391 wurde beschlossen, dass Laien, wenn sie dessen würdig sind, die Kommunion so oft empfangen dürfen, wie es sie danach drängt (*digni possint communicare quociescunque affectant*). Die Einschränkung auf den Empfang der Kommunion nur in bestimmten zeitlichen Abständen hätte natürlich eine Zurücksetzung der Laien gegenüber dem Klerus bedeutet. Daraus wird deutlich, welches kirchenpolitische Gewicht diese Frage hatte.

Der Eucharistietraktat gibt erstaunliche Einblicke in das psychische Ringen des einzelnen Menschen, und dieses psychologische Einfühlungsvermögen begegnet auch im Traktat *De puritate conscientiae*, einer Schrift über die Beichte, die etwa zur selben Zeit wie der Eucharistietraktat entstanden sein dürfte. Der Beichttraktat ist in über 150 Textzeugnissen erhalten. Darunter befindet sich auch eine deutsche Übersetzung, die für Frauen angefertigt wurde. Mehrere kleinere Unterweisungsschriften zur Beichte sowie Beichtformeln beweisen ebenfalls das große Interesse an diesem Komplex und ebenso das pastoraltheologische Engagement des Matthäus. Es begegnet auch in der Schrift *Rationale operum divinorum*, die Matthäus ca. 1393/94 vollendet haben dürfte und die er einem Prager Studienfreund widmete. Statt abstrakter theologischer Überlegungen und

Argumentationen, die der Titel erwarten lässt, liest man hier ein Zwiegespräch zwischen Vater und Sohn über verschiedene theologische Aspekte. Vor allem die Frage nach dem Ursprung des Bösen wird erörtert und auch, warum Gott das Böse zulässt. Die Eigenverantwortlichkeit des Menschen und die Erziehung des Willens zum Guten werden in ihrer psychologischen, pädagogischen und theologischen Bedeutung hervorgehoben.

Mit Erstaunen dürfte der moderne Leser zur Kenntnis nehmen, dass Matthäus von Krakau auch einen Traktat zur Geldwirtschaft veröffentlicht hat. Die Notwendigkeit, sich dieser Problematik zuzuwenden, entstand durch den ökonomischen Wandel von der Tauschwirtschaft zur Geldwirtschaft, die in jener Zeit auch durch die Zunahme des Fernhandels bewirkt wurde. Da es Christen verboten war, Geld zu verleihen und Zinsen zu nehmen, wurde es notwendig, Regeln für gerechtes Verhalten zu finden und bekannt zu machen, um *usura*, nämlich ungerechtfertigten Gewinn aus überbeuertem Verkauf zu vermeiden. In einer *Epistola ad episcopum Pragensem de commercio cum Judeis* lehnt Matthäus denn auch den Verkehr von Christen und Juden ab, da diese Feinde des gekreuzigten Heilands seien und ihr Geld oftmals durch Wucher verdienen würden.

Der letzte von Matthäus verfasste Traktat trägt den Titel *De praxi curiae romanae* und greift in die kirchenpolitischen Auseinandersetzungen um die Beilegung des Schismas ein, das 1378 entstand und erst 1417 im Konzil von Konstanz beigelegt werden konnte. Matthäus lehnte den Konziliarismus, die Beendigung des Schismas durch Konzile, ab, weil er die Gefahr grundsätzlicher Oberhoheit von Konzilen über den Papst befürchtete und damit die Beschädigung oder gar Beseitigung der Oberhoheit des Papstes als Haupt der Kirche. Diese grundsätzliche Haltung hinderte ihn aber nicht, ja erforderte geradezu schonungslose Kritik am moralischen Zustand der Kurie

in Rom und die energische Forderung nach Besserung zu erheben. Die Machtfülle des Papstes sollte begrenzt und seine Bindung an das Recht für ihn wie für jeden anderen selbstverständlich bestehen. Ebenso sollte es das von der Gesamtkirche ausgeübte Recht auf Anklage gegen den Papst geben. Wenn Matthäus auch den Kampf gegen eine konziliare Beendigung des Schismas verlor und selbst in diesem Bereich immer mehr in eine Außenseiterposition geriet, erhielt sich doch sein Hauptanliegen, die Bewahrung der Stellung des Papstes als Haupt der Kirche, unangefochten.

Bald nach dem Tod Karls IV. (1378) setzte der langsame Niedergang der glanzvollen Epoche Prags und Böhmens ein. Der Sohn Karls IV., Wenzel IV., der 1376 zum römisch-deutschen König gekrönt worden war, erwies sich als unfähig, das Werk seines Vaters fortzuführen. 1400 wurde er als römisch-deutscher König abgewählt, böhmischer König blieb er bis zu seinem Tod (1419). Die für das kulturelle Niveau Prags so überaus wichtige Universität wurde durch Wenzels Entscheidung, dem Drängen der böhmischen Universitäts-

Nation nachzugeben und den übrigen drei Nationen, den Polen, Bayern und Sachsen, zusammen dieselbe Stimmenzahl wie den Böhmen zu geben, schwer geschädigt. Professoren und Studenten verließen massenhaft die Prager Universität. Als die böhmische Nation sich der hussitischen Bewegung anschloss und als 1417 die Prager Universität insgesamt das hussitische Bekenntnis annahm, verlor sie die Anerkennung der anderen europäischen Universitäten und geriet wissenschaftlich ins Abseits.

Angesichts der Kürze der Glanzzeit Prags und des böhmischen Reiches gegen Ende des Mittelalters sind die Edition und die Auswertung der vorhandenen Texte jener Zeit von größter Bedeutung. Sie geben einen Einblick in das Denken und in die Interessen der Autoren wie der Rezipienten und lassen damit Vergangenes gegenwärtig werden.

Roswitha Wisniewski (KK)

Helmut Beifuss: Matthäus von Krakau – ein Vorreformer und die deutschsprachigen Bearbeitungen seines Eucharistietraktates. Edition und geistesgeschichtliche Einordnung. Kovac Verlag, Hamburg 2012, 657 S. (Schriften zur Mediävistik 21)

Die Samtene Revolution kam auf Samtpfoten

Diözesantag der Würzburger Ackermann-Gemeinde

Das Thema „25 Jahre Samtene Revolution“ stand beim diesjährigen Diözesantag der Würzburger Ackermann-Gemeinde im Mittelpunkt. Den Grund für diese Wahl nannte der Würzburger Ackermann-Diözesanvorsitzende Hans-Peter Dörr. Es sollten die positiven Ereignisse und damit das Thema „25 Jahre Samtene Revolution“ und nicht das Gedenken an die Weltkriege beleuchtet werden.

Der Historiker Jan Šicha (Studentenführer im Jahr 1989) zeigte auf, dass spätestens mit der Selbstverbrennung Jan Palachs im

Januar 1969 „die Mehrheit der Gesellschaft gespürt hat, dass Nischen nur im Privaten möglich waren“. So entstand eine parallele, eine Schattenwelt gegenüber der offiziellen. Der Staat seinerseits baute Staatssicherheit und Geheimpolizei aus. „Die Sanfte Revolution kam unerwartet, man war in die eigenen Nischen eingewöhnt“, beschrieb der frühere Studentenführer die Situation im Herbst 1989.

Eine Sonderrolle schrieb er der Kirche zu als einer Insel, „auf der man anders leben konnte“. Erst die Studenten hätten laut

Šicha mit ihren Forderungen für eine Ausbreitung der Wechselstimmung gesorgt. Die Forderungen seien im Januar 1990 weitgehend erfüllt gewesen, weitere programmatische Konzepte stammten dann von Leuten aus der Zeit des Prager Frühlings oder von Václav Klaus (Privatisierung, Neoliberalismus).

Michael Frank, langjähriger Mitteleuropa-Korrespondent der Süddeutschen Zeitung, schilderte die 70er und 80er Jahre in der CSSR aus seiner Sicht. So habe es hier – im Kontrast zu den anderen kommunistischen Staaten – kaum an Waren/Angeboten gemangelt. „Man hat in einer Kombination von Konsumgesellschaft und ideologischer Gängelung versucht, die Situation zu befrieden“, charakterisierte Frank die damalige Lage. „Diese hochstehende sozialistische Konsumgesellschaft führte dazu, dass man dann, als in den anderen Ländern revolutionsvorbereitende Dinge begannen, diesen mit Skepsis begegnete“, nannte Frank einen weiteren Grund für die spezielle Ausgangslage, wo auch die traumatischen Erinnerungen an den Prager Frühling prägend waren. Die Wende in Richtung der großen Demonstrationen sieht Frank in eher zufälligen Ereignissen (Prügelei bei einer früheren

Demonstration, Rede von Miloš Jakeš im Sommer 1989). „Damit war die Sache für das Regime verloren. Man merkte, dass es sich lohnt, sich dieser Bewegung anzuschließen. Sie verfügte über Glaubwürdigkeit ohne Machtanspruch. Man hatte aber kein wirkliches Bild von der Zukunft. Die auf Egalität eingeschworene Gesellschaft fand Zutrauen“, beschrieb der SZ-Redakteur die Stimmung vom Herbst 1989. Und er sprach von „redlichen Menschen“, die damals am Werke waren.

Über die „Auswirkungen der samtene Revolution auf Tschechien – Staat und Kirche“ referierte Dr. Petr Krížek aus Prag, der dort ein christlich orientiertes Reisebüro betreibt. Er sprach von einer „radikalen quantitativen Veränderung in der tschechischen katholischen Kirche“, wobei die Religiosität sehr stark abgenommen habe. Diese Entwicklung verdeutlichte er mit Zahlen und Statistiken (Zugehörigkeit zur Kirche, Sakramente, Neupriester) und der Tatsache, dass nach der Wende die Kirche ihre Freiheit zurückerhielt – mit besserer Priesterausbildung, Einführung des allgemeinen Theologiestudiums. Positiv sind für Krížek jedoch unter anderem der Aufbau von Pastoralzentren, die Gründung der Tschechischen Christlichen Akademie,

*Revolutionäre
zwar nicht, aber
langjährig ver-
diente Aktive mit
dem Vorstand
der Ackermann-
Gemeinde*
Bild: der Autor



die heute selbstverständliche Präsenz von Laien mit Pfarrgemeinderäten und Kirchenverwaltungen in den meisten Pfarreien und vor allem die Arbeit der Caritas, die auch von Vertretern des Staates positiv gewürdigt wird. Aktiv sind laut Křížek auch die geistlichen Bewegungen mit Kursen für Familien und Ehepaare. Neu entstanden sind – in begrenztem Umfang – kirchliche Kindergärten und Schulen sowie Radio- und Fernsehsender. Abschließend ging er auf die vertraglichen Regelungen zwischen Staat und Kirche ein, die im Jahr 2012 unter Ministerpräsident Petr Nečas im Restitutionsgesetz einer Lösung zugeführt wurden. Ein wichtiges Ergebnis neben den Besitz- und Finanzierungsfragen ist die Tatsache, dass der Kirche nun die Seelsorge in weiteren staatlichen Einrichtungen (Gefängnisse, Armee, Krankenhäuser) ermöglicht wird.

Bei der von Matthias Dörr, dem Bundesgeschäftsführer der Ackermann-Gemeinde, moderierten Gesprächsrunde der drei Referenten rief Petr Křížek den früheren Prager Kardinal František Tomášek in Erinnerung, der ab Mitte der 80er Jahre die Kirche in Richtung Wende und Revolution positioniert habe. „Das Potential der Kirche, in der Gesellschaft zu wirken, ist da – aber nicht massenhaft“, gab der Reiseunternehmer zu. Für Michael Frank hat die Kirche „nach der Revolution zu schnell in die alte Mentalität zur Stützung und dem Erhalt der

Macht zurückgefunden“, außerdem hätte der Großteil der Menschen nicht nach Religiosität, sondern nach Spiritualität gesucht. Und es sei der Kirche nicht gelungen, „die Widerstandsrolle als Beitrag zum Werden der neuen Gesellschaft zu präsentieren“. Eine etwas andere Einschätzung gab Jan Šicha. „Die Kirche ist heute mehr von Maria Theresia als vom Kommunismus geprägt.“ Ferner verwies er auf die veralteten pastoralen Strukturen. „Die Leute verbinden mit der Kirche nur die Engelseigenschaften. Die Kirche kann nicht die Hoffnungen erfüllen, die Heiden hegen.“ Daher sieht der Historiker die katholische Kirche in Tschechien eher in der Rolle einer „kreativen Minderheit“.

Am Rande des Diözesantags wurden auch mehrere Mitglieder für langjähriges Engagement geehrt: für 60 Jahre Herta Linzmeier (sie arbeitet auch aktiv im Helferkreis mit), Maria Sattler (Vertreterin im Dekanatsrat), Irma Zeckel (langjährige Diözesangeschäftsführerin) und für 50 Jahre Hans-Peter Dörr (seit vielen Jahren in der Diözesanvorstandtschaft und seit 2008 Diözesanvorsitzender). Irmgard Hampel, Willibald Spies (jeweils 60 Jahre), Hans König (50 Jahre) und Wilfried Theuer (40 Jahre) hatten nicht selbst kommen können.

Markus Bauer (KK)

Im Rahmen der „**Wissenswerkstatt der Staatsbibliothek zu Berlin**“ fand am 27. März ein „Werkstattgespräch“ mit Dr. **Ewa Plominska-Krawiec** statt, die im Vorjahr als Stipendiatin der Stiftung Preußischer Kulturbesitz für einen Monat in der Zeitungsabteilung geforscht hatte. Eigens aus Posen angereist, wo sie am Institut für Germanische Philologie der Adam-Mickiewicz-Universität arbeitet, stellte sie ihr Forschungsthema vor: „Die

Königsberger Hartungsche Zeitung als Vermittlerin deutscher Literatur in Ostpreußen in der Zeit von 1914 bis 1933“. Die von der Fachreferentin Susanne Henschel organisierte Veranstaltung unter dem Titel „Warum empfahl Thomas Mann die Königsberger Hartungsche Zeitung?“, die unter Mitwirkung der Zeitungsabteilung stattfand, fand eine interessierte und sachkundige Zuhörerschaft.

(KK)

Pack die Badehose ein

Lang vor dem Berliner Schlager lockten schon die Ostseebäder, zeigt eine Ausstellung im Schloss Caputh

Das Baden im Meer war schon lange bekannt, bevor um 1800 die Badeanstalten entlang der Ostseeküste entstanden, die erste von ihnen 1793 in Heiligendamm. Weitere folgten u. a. in Travemünde (1800/02), Kolberg/Kołobrzeg (1802), Cranz/Selenogradsk (1816), Putbus (1816) und Zoppot/Sopot (1821), aber auch im Baltikum, das bis zum Ersten Weltkrieg dem Russischen Reich angehörte.

Zunächst war die Hoffnung auf Heilung verschiedener Krankheiten Anlass zu einem Badeaufenthalt am Meer. Bald kam der

Aspekt der allgemeinen Erholung hinzu. Im Laufe des 19. Jahrhunderts entwickelte sich allmählich ein organisierter Badebetrieb in bedeutendem Umfang und es entstand eine spezifische Badekultur. Gleichzeitig entdeckte man den landschaftlichen Reiz der Küstenregion. Das einfache Leben und die scheinbar unberührte Natur zogen die Städter, vor allem aus den Metropolen, an. Der Ausbau des Eisenbahnnetzes begünstigte die Entwicklung. Neben beschaulichen kleinen Seebädern entstanden auch solche mit mondänen Kurhäusern und Hotels sowie aufwendigen Anlagen für Freizeitvergnügen.

Bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts zeigten sich die Anfänge des Massentourismus, der sich in den folgenden Jahrzehnten zum Teil mit ideologischen Zügen – während des Dritten Reichs und zur Zeit des Sozialismus – immer stärker ausprägte.

Im Fokus dieser Ausstellung stehen die drei Ostseebäder Zoppot/Sopot, Cranz/Selenogradsk und Rigaer Strand/Jurmala, deren Entwicklung von ihren Anfängen als Seebäder bis in die Gegenwart dargestellt wird. Alle drei liegen nicht weit von großen Städten entfernt (Danzig/Gdansk, Königsberg/Kaliningrad und Riga), sind – wenn auch unterschiedlich – bis weit ins 20. Jahrhundert geprägt durch deutsche Geschichte und Kultur und haben die beiden Weltkriege, wechselnde staatliche Zugehörigkeit sowie die sozialistische Zeit erlebt. Die genaue Betrachtung dieser Ostseebäder erlaubt nicht nur eine Beschreibung ihrer jeweiligen Charakteristika und den Vergleich zwischen ihnen, sondern dient auch als Ausgangspunkt für die Darstellung der Entwicklung einer Seebäderekultur im überregionalen Maßstab.



Nicht begierig nach einem Bad, eher nach einem Bad in der Menge dünken die feinen Herrschaften auf dem Plakat

Bild: Deutsches Kulturforum östliches Europa

Die vom Herder-Institut Marburg/Lahn in Zusammenarbeit mit dem Deutschen Kulturforum östliches Europa und dem Lehrstuhl für Geschichte Osteuropas an der Europa-Universität Viadrina Frankfurt (Oder) konzipierte und erstellte Fotoausstellung wird in Kooperation mit der Stiftung Preußische Schlösser und Gärten Berlin-Brandenburg im Schloss Caputh gezeigt.

Im Rahmen der Ausstellung werden drei Vorträge im Haus der Brandenburgisch-Preußischen Geschichte, Potsdam, angeboten. Das Begleitprogramm ist eine gemeinsame Veranstaltung des Deutschen Kulturforums östliches Europa und des Hauses der Brandenburgisch-Preußischen Geschichte.

(KK)

Kardinaltugend

Der emeritierte Erzbischof von Köln macht sich auch um die Breslauer Sammlung seiner zweiten Heimatstadt verdient

Sein Gesuch um Entbindung von den Pflichten als Erzbischof von Köln hat Papst Franziskus vor wenigen Wochen angenommen. Aus Altersgründen erklärte Kardinal Meisner seinen Rücktritt vom Amt des Erzbischofs von Köln. Wie der lokalen und überregionalen Presse in Deutschland zu entnehmen war, steht damit auch ein Umzug aus dem Erzbischöflichen Haus in eine andere Wohnung in Köln an. Die damit einhergehende Verkleinerung des Hausstands veranlasste den gebürtigen Breslauer Kardinal Meisner, die Breslauer Sammlung Köln mit einer großzügigen Sachspende zu überraschen.

Insgesamt 14 Gemälde und Stiche sowie einige Bücher erhielt das Breslauer Museum in Köln aus dem persönlichen Fundus des nunmehr emeritierten Erzbischofs von Köln. Darunter befinden sich Landkarten Schlesiens aus der Zeit um 1750, ein Gemälde des Matthiasgymnasiums ebenso wie eine Serie von Ansichten des Breslauer Rings aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts.

Die Verbindung zwischen dem zweifelsohne bekanntesten lebenden Breslauer und der Bundesvereinigung der Breslauer

e. V. sowie der Breslauer Sammlung Köln ist über die Jahre hinweg gewachsen und vertieft worden. Der langjährige Vorsitzende und jetzige Ehrevorsitzende der Bundesvereinigung, der ebenfalls in Breslau geborene Hubert Wolff, trug durch seine Kontaktpflege zum bisherigen Kölner Erzbischof wesentlich dazu bei, dass Kardinal Meisner sich bei den Kölner Breslauern wie „derrheeme“ fühlen konnte. Mehrere gegenseitige Besuche und die Verleihung der Karl-von-Holtei-Medaille in Silber an Kardinal Meisner haben in den zurückliegenden zwei Jahren der beiderseitigen Wertschätzung Ausdruck verliehen.

Besonders freut es Stephan Krüger, den seit Oktober 2013 im Amt befindlichen neuen Vorsitzenden der Bundesvereinigung, dass Kardinal Meisner schon jetzt angekündigt, die Zeit im Ruhestand auch für weitere Besuche der Breslauer Sammlung zu nutzen. Die Bundesvereinigung und die Breslauer Sammlung freuen sich auf ihren Landsmann und hoffen, dass er sich wie schon zuvor bei ihnen so fühlen möge, dass er sagen kann: „Derrheeme is halt derrheeme.“

(www.breslauer-sammlung.de – KK)

Was würde Kurt Tucholsky zur Ukraine sagen?

Gespräch mit der Ossietzky-Preisträgerin Dr. Irina Scherbakowa

Am 5. Mai kam die diesjährige Trägerin des Carl-von-Ossietzky-Preises der Stadt Oldenburg, Dr. Irina Scherbakowa, zu einem Fachgespräch ins dort ansässige Bundesinstitut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa (BKGE). Zum Thema „Deutschland und Russland. Sichtweisen auf das 20. Jahrhundert“ wurden unterschiedliche Wahrnehmungen der Vergangenheit und Perspektiven der Zusammenarbeit diskutiert. An dem Gedankenaustausch mit der Moskauer Germanistin, engagierten Publizistin und Oral-History-Expertin nahmen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler der Carl-von-Ossietzky-Universität Oldenburg, der Universität Bremen und des BKGE sowie Oberbürgermeister Professor Dr. Gerd Schwandner teil. Jury-Sprecherin Sabine Doering, die zugleich Mitglied im wissenschaftlichen Beirat des BKGE ist, wies noch einmal auf die große Übereinstimmung in der Jury bei der Auswahl der Preisträgerin hin.

Irina Scherbakowa, die von sich sagt, sie sei „im Herzen Historikerin“, hat sich als Germanistin intensiv mit Kurt Tucholsky beschäftigt und seine Werke ins Russische übersetzt. Sie betonte ihre Nähe zum Namensgeber des Preises, Carl von Ossietzky, der 1927 Tucholsky als Leiter der Wochenzeitschrift „Die Weltbühne“ folgte. Die Zeit der Weimarer Republik sei eine in-

teressante Phase des 20. Jahrhunderts, die gerade auch wegen ihrer Erfahrungen mit Demokratie und Parlamentarismus heute in Russland viel diskutiert werde. Von der Zarenzeit über die postsowjetischen Jahren bis zur gegenwärtigen Lage in Russland, von langfristigen historischen Perspektiven über Brüche und Wendepunkte bis zu tagesaktuellen Fragen reichte das Themenspektrum, auf das Irina Scherbakowa engagiert und kenntnisreich einging.

Immer wieder illustrierte sie ihre Analysen mit eindrucksvollen Beispielen aus Schüleraufsätzen des von ihr betreuten Gesamtrussischen Schülerwettbewerbs, die die große Spannung zwischen den verschiedenen Bildern, Traditionen und Mythen zur Geschichte des Landes und den konkret erlebten Familiengeschichten zeigen. Auch anhand der Aktivitäten der Menschenrechtsorganisation „Memorial“, deren Gründungsmitglied Irina Scherbakowa ist, zeigte sie eindrucksvoll neue Gestaltungsmöglichkeiten und Veränderungen im Umgang mit Vergangenheit und Erinnerung in Russland auf, etwa am Beispiel der Aktion „Poslednij adres“ („Die letzte Adresse“, vergleichbar mit den in Deutschland bekannten „Stolpersteinen“) zur Erinnerung an die Opfer der Stalinzeit.

Auch die aktuelle Situation in der Ukraine war in der Gesprächsrunde stets präsent. Scherbakowa wies auf verzerrte Darstellungen der Ukraine und den Missbrauch von Begriffen, vor allem aber die große Verantwortung von Journalisten und Historikern für die Erhaltung der europäischen Friedensordnung hin. Die Fortsetzung von begonnenen Kooperationen, Bekundungen von Solidarität wie durch den Carl-von-Ossietzky-Preis seien eine wichtige Unterstützung für sie und ihre Kolleginnen und Kollegen von „Memorial“.

(KK)



Kollegial flankiert von Institutsleiter Prof. Dr. Matthias Weber und Oberbürgermeister Prof. Dr. Gerd Schwandner: die Preisträgerin

Bild: BKGE

Kleinodien vom Kannenbäcker

Keramik der Sammlung Peltner im Haus Schlesien

Vor nahezu 60 Jahren fand die aus Niederschlesien vertriebene Familie Peltner bei Höhr-Grenzhausen im Kannenbäckerland eine neue Heimat. In der traditionellen Töpferregion im Westerwald schuf sie eine Kunsttöpferei und das Töpfermuseum „Im Kannenofen“.

Georg Peltner war zudem ein leidenschaftlicher Sammler, der versucht hat, möglichst viele Erzeugnisse aus Schlesien zusammenzutragen. Auslöser für seine „Sammelwut“ war die mutwillige Zerstörung zahlreicher kultureller Schätze in der Kriegs- und Nachkriegszeit. Er wollte schlesisches Kulturgut jeder Art bewahren und schützen, so dass die Traditionen auch an die nachkommenden Generationen weitergegeben werden können. Er wurde in Höhr-Grenzhausen Keramik-Ingenieur und übernahm eine kleine historische Töpferei. Hier fertigte er Produkte nach Bunzlauer Tradition und begann mit dem Zusammentragen schlesischer Erinnerungsstücke.

Die Sammlung, die Peltner hinterlassen hat, umfasst mehrere Tausend Gefäße und diverse Objekte. Neben Bunzlauer Keramik sammelte er auch schlesische Porzellane aus dem 19. und dem frühen 20. Jahrhundert sowie Proskauer Fayencen aus dem 18. und dem frühen 19. Jahrhundert. Hinzu kommen schlesische historische Landkarten, Städteansichten und alte Stiche sowie eine umfassende Spezialbibliothek zu den Sammlungsbeständen und „Silesiaca“.

Wie sein Sohn Bolko Peltner erzählt, hat der Vater im Laufe der Jahre ein weitverzweigtes Netzwerk zu ehemaligen Landsleuten und Schulfreunden, zu Sammlern und Gleichgesinnten sowie zu profilierten Institutionen auf der ganzen Welt aufgebaut. Peltner junior nimmt übrigens auch heute noch regelmäßig am Schlesischen Tippelmarkt in Görlitz teil und führt die



„Nachbarin, Euer ...“: Bunzlauer Schraubfläschen

Bild: der Autor

Schlesisch-Bunzlauer-Tradition fort. Der Kunsthistoriker leitet den Handwerksbetrieb in Höhr-Grenzhausen und zeigt den Besuchern gerne das eine oder andere seltene Exponat im hauseigenen Museum. In der Kunsttöpferei wird in der Tradition der Bunzlauer Keramik gearbeitet.

Die beeindruckende Keramik-Sammlung reicht von alten Mineralwasserflaschen über Tüllenkannen und Schraubkruken bis hin zu modernem Geschirr. Georg Peltner hatte schon vor fast 60 Jahren den hohen Kulturwert der Keramik erkannt. Gerne erfüllt Peltner jun. den Wunsch seines Vaters, Exponate aus der Sammlung profilierten Häusern zwecks Ausstellung und Dokumentation zur Verfügung zu stellen.

Ausgewählte Exponate aus der Sammlung waren im Laufe der Jahre unter anderem im Museum für Deutsche Volkskunde Berlin, im Deutschen Keramikmuseum Hetjens Museum Düsseldorf und im Norddeutschen Landesmuseum Hamburg zu sehen. Das Schlesische Museum zu Görlitz zeigt einen Ankauf der Bundesrepublik

Deutschland aus der Bunzlauer Sammlung. Hinzu kommen wissenschaftliche Kooperationen mit dem Germanischen Nationalmuseum Nürnberg sowie mit international renommierten Sammlern und Forschern, beispielsweise mit dem „Ötzi-Forscher“ Professor Dr. Konrad Spindler von der Universität Innsbruck.

Bis zum 24. August 2014 ist eine repräsentative Auswahl im Rahmen der Sonderausstellung „Von der Erinnerung geprägt. Schlesische Sammler und ihre Schätze“ im Haus Schlesien von Königswinter-Heis-

terbacherrott zu sehen. Die Präsentation stellt mit Dr. Rainer Lemor, Georg Peltner und Gerhard Soppa drei Sammlerpersönlichkeiten mit schlesischen Wurzeln vor. Aus der Peltner-Sammlung sind Gefäße in Form von Tüllenkanen, Schraubkruken und Krügen ausgestellt. Zu den Besonderheiten gehören hochgebrannte Irdenwaren wie etwa die Schraubflasche aus Bunzlau 1640/50 und die Schraubkruke aus Muskau Anfang des 18. Jahrhunderts sowie ein Krug Bunzlauer Keramik um 1650/60.

D. G. (KK)

Ihnen ist römisches Glas kein böhmisches Dorf

„Experimentelle Archäologen“ im Rheinbacher Museum

Das Rheinbacher Glasmuseum würdigt nicht nur böhmische Reminiszenzen und Kontinuitäten, sondern auch das Römerjahr 2014 mit der Ausstellung „Zirkusbecher und Rippenschalen“. Die am Internationalen Museumstag eröffnete Schau stellt Exponate von Mark Taylor und David Hill in den Vordergrund. Exemplarisch wird dabei die Entwicklung der beiden „experimentellen Archäologen“ anhand von Arbeiten aus den letzten zwei Jahrzehnten verfolgt. Die Künstler Taylor und Hill widmen sich seit nunmehr 25 Jahren der Erforschung

antiker Herstellungstechniken sowie der Erzeugung von entsprechenden Replika-ten. Durch Glasofenexperimente konnten Fragen geklärt und veraltete Forschungs-thesen revidiert werden. Den Rekonstruktionen von Mark Taylor und David Hill werden Fragmente der Villa Borg und römische Originale aus dem LVR-Museum Bonn gegenübergestellt.

Bei der Vernissage bot der Sammler Frank Wiesenberg einen interessanten Einführungsvortrag über Chancen für Archäologen und Glasmacher an rekonstruierten römischen Glasöfen. Er referierte über die Herstellungstechnik römischer Rippenschalen, weiter, schüsselartiger Gefäße mit stark profilierten Rippen an der Außenseite. Bei der Erforschung der antiken Herstellungsmethoden haben sich verschiedene Thesen zu möglichen Techniken herauskristallisiert, die in Glas- und Archäologenkreisen kontrovers diskutiert werden.

Die „Zirkusbecher und Rippenschalen“ aus der Sammlung Frank Wiesenberg sind im Rheinbacher Glasmuseum am Himmeroder Hof bis zum 20. Juli zu bewundern.

(KK)



Rippenschale à la romana

Bild: Museum

Die Abenteuer des Soldaten Schwejk mit der Philologie

Jaroslav Hasek: Die Abenteuer des guten Soldaten Svejek im Weltkrieg Übersetzung aus dem Tschechischen, Kommentar und Nachwort von Antonín Brousek. Zum Svejek: eine Pilgerreise böhmischer Art von Jaroslav Rudis mit 14 Abbildungen und 2 Karten. Reclam Verlag, Stuttgart 2014, 29,95 Euro

Es gibt nur schlechte Übersetzungen
und weniger schlechte.
Christian Morgenstern

Die Neuübersetzung macht schon im Titel auf sich aufmerksam: „Die Abenteuer des guten Soldaten Schwejk“ heißt es da. In der 1926 erschienenen und nach dem Krieg bei Rowohlt verlegten zweibändigen Ausgabe von Grete Reiner ist Schwejk „brav“, freilich nicht in dem Sinn, wie man von artigen, gehorsamen Kindern spricht. Aber ungehorsam ist Schwejk auch nicht. Brav im Sinne von tapfer, aufrecht trifft es am ehesten.

Sodann machen sich die Unterschiede im ersten Satz bemerkbar: „»Also sie ham uns den Ferdinand erschlagen«, sagte die Bedienerin zu Herrn Schwejk“, heißt es bei Reiner. Sprechtechnisch folgt nach dem „also“ eine kurze Pause, so beginnt eine Erzählung, vergleichbar mit dem Märchenanfang „Es war einmal“. Das umgangssprachliche „sie“ lässt den Kreis der Akteure im Ungewissen, das „uns“ deutet in diesem Zusammenhang das Bewusstsein von einem Verlust an, mit dem man in irgendeiner Beziehung steht. Aber es handelt sich um einen Verlust in weiter Ferne. Das wird deutlich, als Schwejk nachfragt, welcher Ferdinand gemeint ist. Die zwei, die ihm bekannt sind, leben in seinem Umkreis. Und als Frau Müllerová ihren Ferdinand als den Erzherzog Franz Ferdinand, den Thronfolger, identifiziert, ist es Schwejk, der ins Dozieren kommt. Das „Also“ am Anfang des Satzes zieht den Leser also in eine Unterhaltung

hinein. Grete Reiner lässt Frau Müller sagen, dass der Ferdinand „erschlagen“ wurde. Das ist in Anbetracht der Tatsache, dass Ferdinand erschossen wurde, eine recht freie Umschreibung des Mordes.

Bei Antonín Brousek, dem Neuübersetzer, geht es so los: „»Die haben uns also den Ferdinand umgebracht«, sagte die Zugehfrau zu Herrn Schwejk.“ Das klingt schon ganz anders, neutraler. Das „Die“ ist richtig, weil Frau Müllerová, wie sie im Tschechischen heißt, nichts weiß über die Identität der Täter. Die Platzierung des „also“ in der Satzmitte verstärkt die Distanzierung. Aber das „uns“ erinnert daran, dass es sich bei der Sprecherin um jemanden handelt, der dann doch nicht so neutral ist. Im „uns“ schwingt die Empathie mit dem Opfer mit. Bei Antonin Brousek wird Ferdinand „umgebracht“.

Brousek wollte, wie er im Nachwort erklärt, „philologisch korrekt sein und Ungenauigkeiten und Verfälschungen vermeiden“. Überdies wollte er den Text in ein Deutsch übertragen, „das genauso modern und unauffällig-umgangssprachlich ist wie das Tschechisch des Originals“. Da stellt sich die Frage, welches Verständnis von Modernität gelten soll: das heutige oder das damalige? Dies vor allem vor dem Hintergrund, dass Brousek Grete Reiner vorwirft, ihre Übersetzung habe den Roman sprachlich in „das alte Österreich“ verlegt. Neun Jahre jünger als Hasek, wie er in Prag geboren (sie 1892, er 1883), kannte sie die Zeit, die im Roman erzählt wird, aus eigener Anschauung. Brouseks Vorwurf lautet, sie habe dem von ihr so bezeichneten Prager oder „Kleinseitner“ Deutsch literarische Weihen erteilt und so zur Verfälschung des „Schwejk“ beigetragen. Prager Deutsch war das jener Tschechen, die als Handwerker, Dienstmädchen oder Diener z. B. gezwungen waren, Deutsch zu sprechen, es aber nur fehlerhaft beherrschten. Es ist als „Böhmakeln“ in den Wortschatz eingegangen und hat durch die Verfilmungen nach dem Zweiten Weltkrieg, vor allem durch Fritz Muliar, Popularität erlangt. Indem Grete Reiner „ihren“ Schwejk böhmakeln lässt, so Antonin Brouseks kritische Einschätzung, entsteht nichts anderes

als eine Art „k. u. k. Komödienstadel“.

Und dann konstruiert Brousek etwas Abenteuerliches. Er behauptet, dass es im Tschechischen etwas gibt, was es im Deutschen nicht gibt. Im Tschechischen unterscheidet man zwischen Hochsprache und Umgangssprache. Das will man den Tschechen gern zubilligen. Doch die Ansicht des Amtsrichters Antonin Brousek, dass es im Deutschen dergleichen nicht geben soll, ist grotesk. Gerade ihm als Richter sollte die Verwendung unterschiedlicher Sprachcodes in Deutschland bewusst sein. Aber er muss etwas finden, um seine Neuübersetzung, übrigens ohne Auftrag erstellt, zu rechtfertigen. Also sprechen die Protagonisten bei Grete Reiner „oft fehlerhaft und grotesk“. Eben weil sie ihre Protagonisten böhmakeln lässt. Sie hat sich bemüht, eine Atmosphäre herzustellen, in der die Trennung der Welt in die da oben und die da unten sinnfällig wird. Sie hat das von Brousek beschriebene Prinzip von Hoch- und Umgangstschechisch umgedreht. Sie hat Schwejk böhmakeln lassen, um so seine Diagnose als „endgültig geistesschwach“ (Brousek) bzw. „endgültig für blöd erklärt“ (Reiner) sprachlich virtuos durchzuziehen. Und im Jahr 1926 und danach fand sie damit begeisterte Leser.

Ein Kritiker war mit der Übersetzung nicht einverstanden: Kurt Tucholsky. 1926 erschienen im Juni und im Dezember seine Rezensionen zu den beiden Teilen in der „Weltbühne“. Im Juni ist er mit der Übersetzung „nicht sehr glücklich“. Schwejks Jargon „ist nicht lustig. Seine Grammatik ist farblos und steht in gar keinem Verhältnis zu den herrlichen Sachen, die er zusammenphilosophiert – man ahnt, was einem da alles verloren gegangen sein mag.“ Im Dezember fasst er sich kürzer: „Gott weiß, was uns durch diese Übersetzung verloren geht – aber es bleibt uns genug.“ Das klingt vernichtend, im krassesten Gegensatz dazu steht freilich Tucholskys nahezu grenzenlose Schwärmerei für die Gestalt des Schwejk. Der Kritiker liest „Geschichten von so atembeklemmendem Wahnwitz in dem Buch, wie sie nur ein ungeheurer Bierbräu- und Schnapssäufer in tiefen Nachtstunden erfinden kann“.

Diesen Wahnwitz unterschlägt Brousek. Dafür teilt er mit, was Grete Reiner unterschlägt: z. B. Haseks Animositäten dem Deutschen gegenüber. Gut möglich, dass Reiner dergleichen einem deutschen Leserpublikum nicht zumuten

wollte. Der Chauvinismus feierte in den zwanziger Jahren unfröhliche Urständ. Und der Verzicht auf eine ausgeprägte Fäkalsprache, wie sie etwa der Wirt Palivec im berühmt-berüchtigten Lokal „Im Kelch“ pflegte, war damals wohl auch nicht üblich. Immerhin sollte man bedenken, dass Grete Reiner den Auftrag zur Übersetzung vom damaligen Verleger des „Schwejk“ bekam. Dass sie dabei Begriffe verwendete, die man heute nicht oder kaum noch kennt, ist der Zeit geschuldet.

In der unterschiedlichen Bezeichnung für den Beruf der Frau Müller – Bedienerin, Zugehfrau – macht sich unsere Gegenwart bemerkbar, die diskriminierende Berufsbezeichnungen vermeiden will. Aber es ist zweifelhaft, mit dem Vokabular der Gegenwart an die Übersetzung eines Textes aus den zwanziger Jahren zu gehen, der seinerseits ein noch weiter zurückliegendes Geschehen reflektiert.

Brousek will auf Deutsch ebenso modern und unauffällig-umgangssprachlich sein wie das tschechische Original. Die Modernität des Originals besteht für ihn in der schon erwähnten Umgangssprache damaliger Zeit. Und übersetzen will er diese Modernität in ein ebenso unauffällig-umgangssprachliches Deutsch. Das ist eine Heraus-, wenn nicht gar eine Überforderung. Es wurde schon darauf hingewiesen, dass sich Brouseks Übersetzung häufig nur auf der Ebene der Synonyme unterscheidet. Und natürlich dadurch, dass er seinem Schwejk die bisher bekannte Identifikationsebene des Böhmakelns nimmt. Philologische Korrektheit und Vermeidung von Verfälschungen und Ungenauigkeiten ist Brouseks Anliegen. Wenn das das Bestreben einer Übersetzung sein soll, ist es zu wenig. Vor welchen Problemen ein Übersetzer steht, hat schon Goethe in Faust I formuliert: Geht es um das Wort, den Sinn (des Wortes), die Kraft (die alles schafft) oder um die Tat? Und der Doyen der Übersetzer aus dem Slawischen, Karl Dedecius, gibt zu bedenken, dass Goethe für die Aufgabe des Übersetzers das „Gehaltenwerden des anderen“ hielt, will sagen, der Übersetzer solle dieselben Gestalten, „aber wie in anderem Gewande“ sehen. Das geht über Brouseks Forderung nach philologischer Korrektheit weit hinaus.

Dazu ein weiterer Vergleich: Schwejk erzählt von einem Kohlenhändler, mit dem er kurz zusammen im Gefängnis gesessen hat. Als der

das Protokoll seines Verhörs absegnen soll, sagt er: „Wie es war, so es war, immerhin es war, niemals aber es nicht war, dass nicht etwas war.“ Da stutzt der geneigte Leser ob der ungelenten Sprache. Bei Reiner lesen wir: „Wenns auch war, wies halt war, irgendwie wars, denn noch nie wars, daß es nicht irgendwie war.“ Hier findet sich Rhythmus, und wenn es auch Unsinn ist, was der Kohlenhändler sagt, es erschließt sich der ganze Widersinn. Ein ähnliches Rätsel an anderer Stelle. Schwejk wird von einem Einjährigfreiwilligen im Arrest zum Dichten ermuntert, wobei der ihm ein Beispiel gibt: „In seinem Munde die Antwort wohne, / wenn die Arbeit glücklich scheint: / Innig bleibt mit Habsburgs Throne / Österreichs Geschick vereint.“ Die Wohnung der Antwort ist der Mund, kann man herauslesen – das hat fast surrealistische Qualität. Doch welche Arbeit, die anscheinend Glücksgefühle verleiht, ist hier gemeint? Schauen wir bei Grete Reiner nach: „Speichel rinnt dem wackern Sohne / aus dem Mund, wenn er sie eint: / Innig bleibt mit Habsburgs Throne / Österreichs Geschick vereint.“ Aha. Die Antwort, die im Mund wohnt, ist wohl gleichzusetzen mit einem mehr oder minder kräftigen Ausspucken. Es lässt sich nur konstatieren: Philologische Genauigkeit allein hilft der Übersetzung nicht weiter.

Unbestritten ist der „Schwejk“ eines der besten antimilitaristischen Bücher. Die Schilderungen, die Haupt- und Nebengestalten von den Verhaltensweisen der Offiziere geben, zeigen deren Entmenschtigkeit. Jeder Soldat unterhalb des Leutnants ist nichts anderes als Kanonenfutter, Dressur- und Menschenmaterial. Dem Anbruch der Moderne in der Waffentechnik, dem das Offizierskorps in keiner Weise gewachsen ist, steht nichts Adäquates in der Menschenführung gegenüber. Der Arroganz und Ignoranz der Offiziere setzt Schwejk seine List entgegen, seine Art des Widerstands gegen die Menschenverachtung. Und diese List ist bei Grete Reiner bei aller Überalterung der Übersetzung doch besser aufgehoben. Ganz wunderbar allerdings ist die von Jaroslav Rudis – zusätzlich zum Nachwort – geschilderte Pilgerreise auf den Spuren Haseks. Da taucht die Erzählhaltung von Grete Reiner noch einmal auf.

Ulrich Schmidt (KK)

Ein Bildhauer im rumäniendeutschen Steinbruch

Walter Engel: Blickpunkt Banat. Beiträge zur rumäniendeutschen Literatur und Kultur. Hrsg. Landsmannschaft der Banater Schwaben e.V. München 2013. 566 Seiten

Es wird immer wieder und nicht unbegründet beklagt, dass die Literaturgeschichte der Banater Schwaben bisher zu wenig aufgearbeitet worden ist und diesbezügliche Bemühungen vorerst auch nicht auszumachen seien. Wegbereitend wurde allerdings nicht wenig geleistet, wie es die Veröffentlichungen einschlägiger Institutionen und die Forschungsbeiträge prominenter Wissenschaftler – nicht nur aus dem Banat – belegen. Als substantieller Beitrag hierzu ist auch das als Band 11 der Banater Bibliothek erschienene Buch von Walter Engel zu werten, das Studien, Aufsätze, Gespräche und Rezensionen zum Zeitabschnitt 1968–2012 enthält und somit sowohl das noch im Sozialismus in der alten Heimat entstandene Schriftgut wie auch die nach der Abwanderung in Deutschland entstandene Literatur einbezieht.

Das Anliegen von Walter Engel in seinem Band ist eine „poetische Landvermessung“ der Banater deutschen Dichtung des 20. Jahrhunderts. Gerade eine solche aber kann nicht auf das Elitäre aus sein und schon gar nicht Dichter aussparen, die ihre Motive vorwiegend im engen Umfeld gesucht und gefunden haben. Engel verweist dabei auf die kulturgeographische Methode der Literaturwissenschaft innerhalb der Regionalismusdebatte der 90er Jahre, die der regionalen Literaturgeschichtsschreibung Auftrieb gegeben hat. Danach ist für das Verständnis und die Klassifizierung eines literarischen Werkes nicht allein dessen mehr oder weniger universelle Wertung von Bedeutung. In gleicher Weise zu beachten sei der regionalspezifische Aspekt von Literaturen, wie er in Thematik und Sprache zum Ausdruck kommt, wobei keineswegs verkrampt der Anschluss an die jeweils den Zeitgeist bestimmende oder ihn doch suchende Literatur angestrebt wird. Engel zitiert dazu den Literaturkritiker Gerhardt Csejka aus

einer 1974 erschienenen Veröffentlichung: „Der Charakter sowohl der neueren Siebenbürger sowie auch der Banater deutschen Literatur wird von den Umständen typischer Minderheitenexistenz noch viel konkreter vorgeformt als bloß in der Sprachproblematik.“

In 33 „Profilen und Porträts“ sowie in 20 „Gesprächen über Literatur und Kultur“ behandelt Walter Engel über das Biographische hinaus gerade diesen für die literarische Zuordnung wichtigen, ja entscheidenden Aspekt auch südostdeutscher Literatur. Die Einbeziehung siebenbürgisch-sächsischer, rumänischer und deutsch schreibender jüdischer Autoren aus der Bukowina in seinen Rundblick vom „Blickpunkt“ Banat untermauert die These von der gegebenen Eigenheit der Regionalliteraturen, die generell vorausgesetzt werden kann, wenn sie echt sein wollen. Hinweise auf bekannte deutsche Autoren der Gegenwart wie Horst Bienek, Martin Walser, Heinrich Böll, Siegfried Lenz u. a. zeigen, wie das regional Spezifische den großen Wurf nicht verhindert, sondern ihn, richtig eingesetzt, geradezu bedingen kann.

Eine zeitkritische Betrachtung der rumänien-deutschen Literatur darf den Austausch mit der rumänischen Literatur nicht außer Acht lassen. Obwohl die deutschsprachigen Schriftsteller ihre Vorbilder eher im deutschen Sprachraum suchten, blieb die Parallelität mit den Rumänen nicht ohne Einfluss, der, nicht allein in der Thematik, nachwirkt. Zu fragen bleibt, inwiefern die Abwanderung aus dem Land des Zusammenlebens die literarische Stoffwahl verändert hat, die sich ja nicht auf den Blick zurück beschränkt, beachtlich und beachtenswert ist aber auch, was sich über die heute fast ausschließlich in Deutschland beheimateten deutschen Schriftsteller aus dem Banat, überhaupt aus Rumänien, an eher spontaner kultureller Vermittlung vollzieht.

Den Blick auf die rumänischen Nachbarn richtet Walter Engel u. a. in drei Beiträgen, in denen er das Wirken und die Bedeutung der von 1885 bis 1894 erschienenen Monatsschrift „Romänische Revue“ darstellt, den Banater Dichter Hans Diplich als Förderer und Vermittler der deutsch-rumänischen Kulturbeziehungen würdigt und

unter dem Titel „Von Grimmelshausen bis Grass“ Schwerpunkte der Rezeption deutscher Literatur in Rumänien im Zeitraum 1945–1998 untersucht. Einführend dazu vermerkt er, dass eine Geschichte der deutsch-rumänischen Literaturbeziehungen, „die noch zu schreiben ist“, weit zurückgreifen muss. Eine 1980 in Bukarest erschienene „Bibliographie der Beziehungen der rumänischen Literatur zu den Literaturen des Auslandes“ weist nach, dass mehr als die Hälfte der auf die Jahre 1859–1918 bezogenen Eintragungen auf deutschsprachige Literatur hinweisen.

Der Autor entwirft hier kenntnisreich und mit System einen Überblick, markiert „Berührungspunkte“ und beschreibt die jeweilige „Art der Aufnahme“. Es gab, wie er aufzeigt, auch nach 1945 keine „Stunde Null“ in den deutsch-rumänischen Literaturbeziehungen. In den Folgejahren waren nicht zuletzt rumäniendeutsche Autoren wie Hans Diplich oder der aus Czernowitz stammende Paul Celan fördernd und vermittelnd tätig. „Wohl kein bedeutender Vertreter der deutschen Lyrik des 20. Jahrhunderts“, stellt Engel fest, „blieb von den rumänischen Übersetzern und Literaturwissenschaftlern unberücksichtigt“, und „von Grimmelshausen bis Grass sind wohl alle deutschsprachigen Romanciers von Rang ... übersetzt und ... herausgegeben worden“.

In seinem Vorwort erinnert Eduard Schneider als Banater Schicksalsgefährte daran, dass das vorliegende literaturwissenschaftliche Werk von Walter Engel „unter wechselnden Rahmenbedingungen“ entstanden ist. „Die Wege, die sich ihm dabei eröffneten, waren Wege, die er sich zu erschließen wusste, zielstrebig und zielgerichtet, geprägt von zähem Arbeitswillen und Arbeitseinsatz.“

In seinem Gespräch mit Stefan Sienerth aus dem Jahre 2003 gibt der Autor selbst Auskunft über seinen Lebensweg und über seine Befindlichkeit als Banater Schwabe am Rhein. „Wir können“, sagt er, „nicht bleiben, was wir sind, aber unsere spezifisch gewachsene Kultur als ‚Farbtupfer‘ in die deutsche Kultur einbringen, das sollten wir können. Sie gehört auch als Mosaiksteinchen in das Kulturbild des Landes, in dem wir geboren und aufgewachsen sind.“

Walter Engel kommt diesem selbstgestellten Auftrag nach, der über weite Strecken noch Erschließungsarbeit erfordert, ehe man zu einer mehr oder weniger abschließenden Synthese einer Epoche auslandsdeutscher Literatur gelangen könnte. Auf wissenschaftlicher Basis erarbeitet, enthalten seine Beiträge grundlegende Analysen und fachspezifische Orientierungspunkte zur rumäniendeutschen Literatur, auf die jeder zurückzugreifen sich genötigt sehen wird, der sich ernsthaft mit dem Thema auseinandersetzt.

Franz Heinz (KK)

Wie es ist, wenn einer „verurteilt“ ist, frei zu sein

Hans Bergel: Das Spiel und das Chaos. Essays und Vorträge. Edition Noack & Block, Berlin 2013, 195 Seiten, 18 Euro

„Wünscht sich nicht jeder Mensch – der eine bewusst, der andere unbewusst – eben dies? Dass etwas in uns besser und reiner bleibe nach dem Anhören einer Symphonie Mozarts, dem Lesen eines Textes von Pascal, dem Betrachten eines Bildes von Renoir oder einer Architektur von Palladio? (...) Dass die Ausstrahlung der Kunst uns selber in unseren inneren Bedrängnissen und Fragen läutert, harmonisiert?“ – Hans Bergel spricht in seinem Festvortrag zum 50. Jahrestag des deutschen Kulturhauses „Friedrich Schiller“ in Bukarest nicht über sich selbst, sondern über Schiller. Trotzdem scheint in jeder Zeile seines Vortrages seine eigene Haltung durch. Seine Haltung zum Leben – und zum Spiel.

Dass ihm vom Leben arg mitgespielt wurde, erfahren wir aus seinem Vortrag „Die Unbesiegbarekeit des Freiheitsgedankens. Zur Geschichte der Erzählung ‚Fürst und Lautenschläger‘“, 2011 in Sighetu Marmatiei gehalten. Dass ihn das aber nicht von der schöpferischen Arbeit abhalten konnte, davon zeugt sein mehr als 40 Bücher umfassendes schriftstellerisches Werk. Dieser Band kam im letzten Jahr hinzu und bestätigt einmal mehr seinen „Trieb zum Wunderbaren“, wie der französische Philosoph Georges Bataille die schöpferische Kraft des Menschen genannt hat.

Themen des Bandes sind: Goethe und Kleist als Erscheinungen deutschen Selbstbegriffens;

der Fluch im Allgemeinen – als Grunderlebnis der existentiellen Vergeblichkeit – und im Besonderen – als Stimmungslage in Emil Ciorans Philosophie; die rumänische Lyrikerin Ana Blandiana sowie die deutsche Schauspielerin rumänischer Herkunft Ioana Maria Gorvin; die Begegnung mit Moses Rosenkranz' „lyrischen Jahrhundertbekundungen“ u. v. m. Mehr oder weniger sichtbar durchziehen die beiden titelgebenden Begriffe „Spiel“ und „Chaos“ den gesamten Essayband – nicht nur den Text „Das Spiel und die Aggression des Chaos“.

In erster Linie ist der Mensch ein „homo ludens“ – ein spielend-spielerisches Wesen auf Erden. Eines seiner Spielzeuge ist die Kunst. „Der Mensch ist nur dort ganz Mensch, wo er spielt“ – Schillers Satz ist der Auftakt von Bergels Suche nach dem Ursprung des Spieltriebs im Menschen, der „Initialkraft“, die das Chaos zu überwinden vermag. Der Bogen zur Idee der Freiheit ist von hier aus leicht zu schlagen: „Das Spiel bewahrt vor jeglicher Ideologie und daher vor jedem Radikalismus. Denn das Spiel ist seinem Wesen nach nicht ideologisierbar. Es ist aus diesem Grund der Ausdruck jener Freiheit, die sich durch die Beachtung der Regel zugleich das Zeugnis der höchsten Verantwortungsbereitschaft ausstellt ...“

Plötzlich meint man zu begreifen, was Jean-Paul Sartre in der Erzählung „Die Mauer“ unter Freiheit versteht: Erst im Gefängnis erfährt der Held der Geschichte, Pablo Ibbieta, was Freiheit bedeutet; „verurteilt“, frei zu sein, ergreift er seine Freiheit und verrät seinen Freund Ramon Gris nicht, obwohl er sich damit das Leben erkaufen könnte. Diese und viele andere Assoziationen stellen sich ein, wenn man die Seiten über das Spiel oder über Schillers „edle Gesinnung“ liest. Die bekannten, viel zitierten Sätze von Bergels Novellengestalt des Lautenschlägers: „Ich bin keine ... Hure, Hoheit, meine Kunst ebensowenig“ bezeugen eine ähnliche Haltung. Dass die „Idee der Freiheit und der Wille zur Freiheit“ an keine Sprache, ja an kein Land, keinen Kulturkreis, kein historisches Datum gebunden sind, wird schlagartig klar. Der Künstler spielt – und setzt alles aufs Spiel.

2013 ist in der Edition Noack & Block ein weiteres Buch von Hans Bergel erschienen: „Von Palmen, Wüsten und Basaren. Reisenotizen aus Israel“ (86 Seiten, 14,80 Euro).

Ingeborg Szöllösi (KK)

„Zuhause ist überall“ – wenn man zu suchen weiß

Mit dem von der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien dotierten **Georg Dehio-Buchpreis** werden Autorinnen und Autoren geehrt, die sich in ihren Werken fundiert und differenziert mit den Traditionen und Wechselbeziehungen deutscher Kultur und Geschichte im östlichen Europa auseinandersetzen. Der Georg Dehio-Buchpreis ist aufgeteilt in den mit 7000 Euro dotierten Hauptpreis für ein publizistisches bzw. literarisches Gesamtwerk und den mit 3000 Euro dotierten Ehrenpreis für eine herausragende Publikation.

Der Hauptpreis wurde der Wiener Journalistin und Autorin **Barbara Coudenhove-Kalergi** zugesprochen. Coudenhove-Kalergi, die 1932 in einer Prager aristokratischen Familie geboren wurde und Prag 1945 verlassen musste, gehört zu den profiliertesten Osteuropa-Korrespondenten; sie berichtete besonders während des Kalten Krieges kenntnisreich u. a. aus Polen und der Tschechoslowakei. Ihre 2013 unter dem Titel „Zuhause ist überall“ erschienenen Erinnerungen, die ein Panorama der Geschichte Mitteleuropas im 20. Jahrhundert eröffnen, wurden zu einem im gesamten deutschen Sprachraum wahrgenommenen literarischen Erfolg.

Mit dem Ehrenpreis zeichnete die Jury den in New York tätigen Historiker **Ray M. Douglas** für sein Buch „Ordnungsgemäße Überführung. Die Vertreibung der Deutschen nach dem Zweiten Weltkrieg“ aus.

(KK)

Fernsehen als Akt der Mitmenschlichkeit

In diesem Jahr wurde die **Ehrenplakette des Bundes der Vertriebenen** im Rahmen des Jahresempfangs des BdV in der Katholischen Akademie in Berlin dem Historiker und Journalisten **Guido Knopp** verliehen. Dazu erklärte die BdV-Präsidentin Erika Steinbach in ihrer Laudatio:

„Als langjähriger Chefhistoriker des ZDF erreichte Professor Knopp mit seinen Dokumentationen ab Mitte der 1990-er Jahre ein

Millionenpublikum. Durch das Konzept, Themen der jüngsten deutschen Geschichte bestens recherchiert, lebendig und anschaulich zu vermitteln, löste er ein nie gekanntes historisches Interesse jenseits des wissenschaftlich universitären Diskurses aus. Professor Knopps Filme fanden damit gerade auch beim jungen Publikum aufgeschlossene Zuschauer. In seinen Dokumentationen brach die Erlebnisgeneration ihr Schweigen: teilte ihr eigenes Erleben, ihr eigenes Mitwirken und Handeln, aber auch das ihr entgegengebrachte Unrecht und Leid mit.

Durch Zeitzeugen-Interviews, Einspielen teils unbekannter Filmdokumente oder durch vielschichtige Bewertungen von externen Fachkollegen schuf Professor Knopp eine lebendige Filmstruktur, die bei den Nichtbetroffenen und Nachgeborenen Verständnis für ein Leben im Krieg, in den Diktaturen, aber auch in der Nachkriegszeit erzeugte. Seine beeindruckende Sammlung von an die 1000 Zeitzeugenaufnahmen hat er der BdV-Stiftung Zentrum gegen Vertreibungen geschenkt.

Insbesondere seine Filmreihe über Flucht und Vertreibung der Deutschen stieß auf eine enorme Resonanz: über 6 Millionen Zuschauer nahmen Anteil am Leid der Vertriebenen. In seinen Dokumentationen fesseln die Berichte der Überlebenden des Untergangs der Gustloff ebenso wie die traumatischen Erzählungen vergewaltigter Frauen. Professor Knopp schuf mit seinen Filmen Empathie für das Schicksal der Vertriebenen in einem nie gekannten Ausmaß. Mit der Verleihung der Ehrenplakette würdigt der Bund der Vertriebenen Professor Guido Knopp für sein journalistisches Engagement bei der wahrhaftigen Vermittlung unserer Geschichte.“

(KK)

Das Deutschen Polen-Institut in Darmstadt hat eine neue Internetplattform zum Thema „**Polen in der Schule**“ erstellt. Unter www.poleninderschule.de stehen Lehrern und Schülern in Deutschland umfangreiche Unterrichtsmaterialien, Arbeitsblätter, Filmausschnitte und Links zu polnischen und deutsch-polnischen Themen zur Verfügung.

Ansprechpartner ist Dr. Matthias Kneip, kneip@dpi-da.de, Telefon 06151-42020, Deutsches Polen-Institut, Darmstadt.

(KK)

Durch die große weite Welt nach Pommern

Zwickau ehrt Max Pechstein

Die Stadt Zwickau ehrt den Maler und Graphiker Max Pechstein, indem sie den berühmten Sohn der Stadt in dem am 23. April 1914 eröffneten König-Albert-Museum durch eine Dauerausstellung seiner Werke präsentiert. Vier Säle wurden in dem bedeutenden Kunstmuseum Mitteldeutschlands freigemacht, um die Kunstwerke des großen Malers den interessierten Besuchern darzubieten.

Max Pechstein (1881–1955) zählt zu den bedeutendsten Vertretern des deutschen Expressionismus. Er begann 1898 in Zwickau als Sohn eines Fabrikarbeiters eine Lehre bei einem Dekorationsmaler. Ab

1900 besuchte Pechstein die Dresdener Kunstgewerbeschule und entwickelte sich im Jahre 1902 zum Meisterschüler an der Dresdener Kunstakademie.

Nach der Bekanntschaft mit Erich Heckel trat Pechstein 1906 der Gruppe „Die Brücke“ bei. Diese Künstlervereinigung verfolgte das Ziel, eine aus der Farbe kommende Malerei zu entwickeln und damit alle drängenden revolutionären Kräfte an sich zu ziehen. Hermann Max Pechstein siedelte 1908 nach Berlin über und trat dort der Künstlervereinigung „Berliner Secession“ bei, weil auf der Frühjahrsausstellung die Werke der Künstler der „Brücke“ abgelehnt



*Noch liegen sie,
doch der Wind
wird sie bald treff-
lich schaukeln:
Max Pechstein,
Sonnenuntergang
am Lebasee*

Bilder: der Autor



Glücklich mit einem Rucksack an der Küste, eher verunsichert mit Fliege im Salon: Max Pechstein

wurden. Wegen seiner Teilnahme 1912 an einer Ausstellung der „Berliner Secession“ wurde Pechstein aus der „Brücke“ ausgeschlossen.

1914 reiste der Künstler malend durch Europa, besuchte auch Hongkong, um schließlich in der Südsee auf den zu den Kolonien des deutschen Reiches gehörenden Palau-Inseln zu landen. Dort fand er herrliche Motive für seine Malereien. Im Ersten Weltkrieg wurden die Palau-Inseln von den Japanern besetzt, und Pechstein floh nach Manila, wo die Lithographien-Folge „Reisebilder“ und farbenprächtige Ölbilder entstanden.

1915 kehrte er über New York und Amsterdam nach Deutschland zurück. 1918 gründete er zusammen mit Erich Mendelsohn und Rudolf Belling die Künstlervereinigung „Novembergruppe“, die sich politisch zur Novemberrevolution bekannte und deren Motivation in ihrer Malerei künstlerisch

fruchtbar machen wollte. Pechstein entdeckte in jenen Schaffensjahren die Schönheiten der pommerschen Ostseeküste, besonders die Landschaft um das kleine hinterpommersche Städtchen Leba, den herrlichen Sandstrand mit den wellenförmigen Dünen im Hintergrund, das Flüsschen Lupow und die einsamen Pfade an den Ufern des Garder Sees, des Sarbsker Sees und des Lebasees.

Pechstein, der inzwischen zum Mitglied der Preußischen Akademie der Künste ernannt worden war und auch eine Professur erhalten hatte, reiste nach Frankreich und in die Schweiz. Die Jahre 1928 bis 1933 waren eine erfolgreiche Schaffensperiode des Künstlers. Aber es zog ihn immer wieder nach Pommern, wo auch sein Freund George Grosz herstammte. Er war glücklich, wenn er mit einem Rucksack an der Küste westwärts wanderte, den hohen Himmel über sich, links die knorrigen Kiefernwälder und rechts die Schaumkronen der Ostsee vor Augen und das Brausen der Brandung im Ohr.

1933 wurde Max Pechstein durch die Nationalsozialisten aus dem Lehramt verdrängt, was aber das Schlimmste war, ihm wurde Malverbot erteilt, seine Arbeiten als „entartete Kunst“ diffamiert. Die Braunen beschlagnahmten 326 seiner Werke aus den deutschen Museen. Pechstein hielt sich in den Jahren 1939–1945 in stetem Wechsel in Berlin, in Leba sowie am Koser See auf und zog sich in den letzten Kriegsjahren nach Pommern zurück. Er liebte die einsamen Streifzüge durch das Moor, das Fischen an verträumten Ufern zwischen Blässhühnern, Haubentauchern und Lachmöwen. Sein Lieblingsort war Rowe, wo die Lupow ins Meer fließt und der Garder See im Sonnenlicht glitzert.

Pechsteins Freunde waren damals die pommerschen Fischer, die ihm die Treue hielten. Seine Bilder waren ja in jener Zeit keinen Pfennig mehr wert. Als die Russen das stille Land besetzten, verlor auch Max

Pechstein wie die einheimischen Pommern all sein Hab und Gut. Er ging zurück nach Berlin, wo er alsbald als Lehrer an die Hochschule für Bildende Künste berufen wurde. 1952 ehrte man den Künstler durch die Verleihung des Bundesverdienstkreuzes der Bundesrepublik Deutschland. Max Pechstein starb am 29. Juni 1955 in Westberlin.

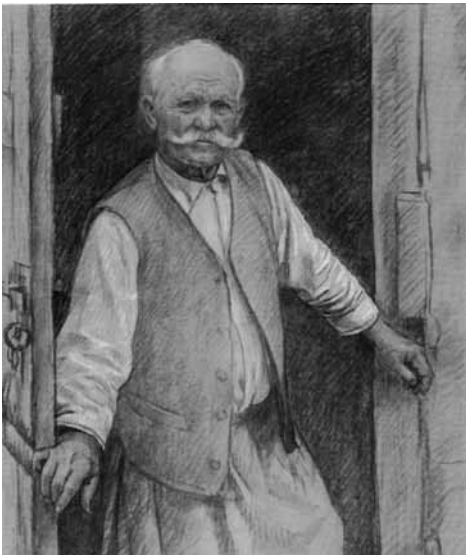
Die Dauerausstellung in Zwickau bestätigt die Bandbreite der Schaffenskraft Pechsteins. In den letzten Jahrzehnten konnte mit Bildern und Schriften die Pechstein-Sammlung aufgebaut werden, die nun durch hochkarätige Dauerleihgaben aus dem Privatbesitz der Familie erweitert wurde.

Hans-Gerd Warmann (KK)

Freilicht gab es auch in Siebenbürgen

Das Haus des Deutschen Ostens München zeigt Eduard Morres

Zum 130. Geburtstag des bekannten siebenbürgischen Malers, Zeichners und Kunsttheoretikers Eduard Morres (1884–1980) eröffnet das Haus des Deutschen Ostens München am 8. Mai eine thematisch konzipierte Ausstellung, die sowohl dem Andenken des Künstlers als auch seiner besonderen Bedeutung als Bote der von Frankreich ausgehenden Freilichtmalerei gewidmet ist.



Es geht nicht um des Kaisers Bart, Martin Pechar hatte selber einen, und Eduard Morres hat ihn gezeichnet

Bilder (auch Titel): HDO

Die von Brigitte Stephani konzipierte und kuratierte Werkschau soll eine Würdigung des in Kronstadt geborenen Künstlers sein, der in Budapest, Weimar und München studiert hat und sich 1909–1910 auch in Paris aufhielt, wo er mit den damaligen Vertretern der Pleinair-Malerei unmittelbaren Kontakt hatte, was sich später in seinen Landschaftsbildern widerspiegelt. Die meisten Jahre seines kreativen Lebens verbrachte er in Zeiden in der Nähe von Kronstadt.

Eduard Morres wird als siebenbürgischer Künstler in einen europäischen Kontext gestellt. Angestrebt wird damit eine Neuwertung seiner Landschaftsbilder, die von der Aussage her und besonders durch die Malweise aus der traditionellen siebenbürgischen Heimatmalerei herausragen und nun neu gedeutet werden.

Außer ausgesuchten exemplarischen Gemälden und anderen bildlichen Darstellungen – meist Leihgaben aus Privatbesitz – zeigt die Ausstellung auch Grafiken, Kataloge, Handschriften des Künstlers, Briefe, Fotos, seltene Bücher, Drucksachen, alte Zeitungsausschnitte und anderes Dokumentarmaterial. Zur Ausstellung erscheint ein illustrierter Katalog. Die Ausstellung im Haus des Deutschen Ostens München ist bis zum 31. Juli geöffnet.

(KK)

Das Tröpfchen Bernstein vom Schulacker

Arno Surminski eröffnet eine Ausstellung zu seinen Ehren

Bekannt wurde Arno Surminski mit Erzählungen und Romanen, die seine ostpreußische Heimat sowie das Schicksal der Vertriebenen und Flüchtlinge in den Mittelpunkt stellen. Dem Schriftsteller geht es vorrangig darum, die Erinnerung an das Land seiner glücklichen Kindertage sowie geschichtliche Fakten lebendig zu erhalten. Romane wie „Jokehnen“, „Kudenow“, „Polninken“ oder „Sommer 1944“ haben Generationen von Lesern den geistigen Weg in die ostpreußische Landschaft und Erinnerung eröffnet.

Der 1934 in Jäglack, Kreis Rastenburg in Ostpreußen (heute Jegławki im Landkreis Kostrzyn/Polen), geborene Arno Surminski wird, wie bereits berichtet, am 20. August 2014 achtzig Jahre alt. Zu diesem Jubiläum gratuliert das Ostpreußische Landesmuseum in Lüneburg mit der vor kurzem eröffneten Sonderausstellung „Erinnertes Leben

– Gelebte Erinnerung“. Sie ist in Lüneburg bis zum 31. August 2014 zu besichtigen und wird später auch in Polen, darunter in seiner ostpreußischen Heimat, gezeigt werden. Arno Surminski lebt heute als freier Schriftsteller in Hamburg. Seine Kindheit verbrachte er in Ostpreußen. Nach dem Kriegsende im Jahr 1945 wurden seine Eltern in die Sowjetunion deportiert, während er als Flüchtlingskind zunächst nach Thüringen und später nach Schleswig-Holstein kam.

Die Präsentation bietet den Besuchern einen Überblick über das Leben Surminskis und hebt einige seiner wichtigsten literarischen Arbeiten hervor. Zu entdecken ist das Werk eines scharfsichtigen Zeitgenossen, der sein persönliches Schicksal in ansprechende, lebendige Erzählungen ohne moralische Aufdringlichkeit verwandelt. Aus den bekanntesten Büchern werden anhand

Wer etwas zu sagen hat, der trete vor und schweige, meinte einst Karl Kraus, hier aber tritt einer vor, der viel zu sagen hat und vielen. Man höre ihm zu: Arno Surminski bei der Eröffnung der Jubiläumsausstellung in Lüneburg

Bild: der Autor



von Text- und Bildtafeln Schlüsselszenen präsentiert, die zum Lesen und Wiederlesen anregen sollen.

Zusätzlich werden einige besondere Exponate aus dem Privatbesitz des Schriftstellers gezeigt, zum Beispiel ein Bernsteinanhänger. Mit diesem Kleinod ist eine anrührende Geschichte verbunden, die Surminski bei der Eröffnung erzählte: Nach einer Lesung in Eckernförde Ende der 90er Jahre schenkte ihm eine alte Dame einen Bernsteinanhänger. Ihr Vater war in den 20er Jahren Dorfschullehrer in Jäglack gewesen. Beim Umpflügen des Schulackers war dieses Stück Bernstein aufgetaucht. Der Lehrer ließ daraus für seine Tochter den Anhänger fertigen, die schenkte das Schmuckstück viele Jahre später dem Schriftsteller – der einst auch über diesen Schulacker gelaufen war.

Seit Jahrzehnten setzt sich der Autor für die Aufarbeitung des Geschehens während des Jahres 1945 und für eine Aussöhnung zwischen den früheren und den heutigen Bewohnern ein. Er hat dafür breite Anerken-

nung gefunden. In seinen jüngeren Büchern wie „Die Vogelwelt von Auschwitz“ und „Winter Fünfundvierzig oder Die Frauen von Palmnicken“ hat er sich auch mit den NS-Verbrechen auseinandergesetzt.

Ergänzend sind in Lüneburg mehrere Termine anberaumt. Im Vorfeld der Führungen im Juni und August mit den Kuratoren Dr. Martin Maurach und Christian von Redecker gab es Mitte Mai eine interessante Begegnung, in deren Rahmen Arno Surminski mit Andreas Kossert unter dem Motto „Wie lange fährt man von Ostpreußen nach Deutschland und zurück?“ sprach. Es stellte sich heraus, dass Surminski als Brückenbauer agiert – und das nicht nur zwischen Deutschen, Polen oder Russen, zwischen Kulturen und Menschen, seine Literatur bildet auch eine Brücke in das versunkene Ostpreußen. Der Schriftsteller ermöglicht seinen Lesern die Spurensuche im Land seiner Kindheit, nimmt sie aber auch auf eine Reise in die Gegenwart seiner heute polnischen Heimat mit.

Dieter Göllner (KK)

Bereiter „künftigen Brotes“

Tagung zu Ernst Wiecherts Werk und Wirkung

Einem „ostpreußischen Dichter in den Wirren des 20. Jahrhunderts“ war ein Seminar der Landsmannschaft Ostpreußen gewidmet, das zusammen mit der Internationalen Ernst-Wiechert-Gesellschaft (IEWG) in Bad Pyrmont durchgeführt wurde. Die IEWG feierte bei dieser Gelegenheit ihr 25jähriges Bestehen.

Vor 100 Jahren brach der Erste Weltkrieg aus, von dem Ernst Wiechert (1887–1950) nachhaltig geprägt wurde. „Der Erste Weltkrieg in der Literatur. Die Verarbeitung des Kriegstraumas bei Ernst Wiechert, Erich Maria Remarque, Ernst Jünger, Georg Trakl“ war das Thema des Vortrags von Dr.

Bärbel Beutner. Wiechert nahm von 1915 bis 1918 am Krieg teil, wurde zweimal verwundet und kehrte als Leutnant der Reserve zurück. Eigentlich wird der „Große Krieg“ in seinem gesamten Werk thematisiert, bis zu dem Roman „Die Jerominkinder“ (1945), die Referentin konzentrierte sich aber auf das Frühwerk.

Die Romane „Der Wald“ (1920) und „Der Totenwolf“ (1922), von denen sich Wiechert später distanzierte, sind nach seinen eigenen Worten Bücher, in denen „der Glanz der Diktion um die Besessenen, die Berauschten, die großen Tötenden gelegt war. Die Helden sind stark, einsam, Erretter

*Unter den Augen
des Dichters und
im Zeichen der
Elchschaufel
angeregte Ge-
spräche zu Ernst
Wiechert*

Bild: IEWG



und Befreier zu einem neuen Heidentum, zum Aufbruch des deutschen Wesens“, unberührt von christlichen „Schwächen“ wie Demut und Feindesliebe. Doch in der Schilderung des Stellungskrieges trifft sich Wiechert mit Remarque, für den der Krieg ein sinnloses Schlachten und Töten ist („Im Westen nichts Neues“). Ernst Jünger erlebt im Krieg die Sinn- und Selbstfindung angesichts des Todes, was zu unbedingter Kampfbereitschaft und zu ehrenvollem Heldentum führt („In Stahlgewittern“). Wiechert schreibt mit dem Roman „Jedermann“ die „Geschichte eines Namenlosen“ (1929), der, wie seine Kameraden, im Krieg das Helfen, Heilen und die Barmherzigkeit lernt.

So stellte Dr. Leonore Krenzlin einen Wiechert vor, der national-konservativ blieb, vom NS-Regime anfangs umworben wurde, dann aber dem „Übermensch“ eine klare Absage erteilte und zum Beobachteten und Verfolgten wurde, was ihn schließlich in die „innere Emigration“ führte. Der Vortrag „Zur politischen Haltung Wiecherts im Dritten Reich“ bestach durch die präzise Quellenangabe zu den Umständen seiner Verhaftung im Mai 1938 und seiner KZ-Haft in Buchenwald bis August 1938 – das NS-Regime war verunsichert angesichts seiner Prominenz und wollte doch ein Exempel

statuieren – sowie durch die kritische Analyse seiner politischen Aussagen. Krenzlin sah in dem Roman „Das einfache Leben“ (1938) – der Kapitän von Orla zieht sich nach Masuren in Wiecherts Kindheitswelt auf eine Insel im See zurück – eine Verarbeitung der KZ-Erlebnisse, keinen Eskapismus, sondern die Errichtung einer Gegenwelt, „nachdem die irdische mir zusammengebrochen oder schrecklich entstellt worden war“, wie er selbst sagt. Diese Gegenwelt ist von der Liebe geprägt, im Gegensatz zum Hass. Widerstand leistete Wiechert, der unter Gestapo-Aufsicht stand, mit der Niederschrift des Berichtes „Der Totenwald“ 1939, einer Dokumentation über Buchenwald. Das Manuskript vergrub er im Garten. Damit habe er sich bewusst in Lebensgefahr begeben, betonte Krenzlin.

Eine Gegenwelt errichtete Wiechert auch in seinen Märchen, geschrieben 1944/45, über die Dr. Marianne Kopp referierte. Dieses „künftige Brot für die Kinder“ entstand unter wenig märchenkompatiblen Bedingungen, „mit der Pistole im Nachttisch“. Kopp arbeitete das Motiv des Brotes mit seiner Symbolik heraus. Es ist nicht nur die Speise für den Leib, sondern auch für die Seele, und diese reicht der Dichter. Es steht durch die Ähre für das Wunder der

Vermehrung und in dem Märchen „Das Totenbrot“ für Versöhnung.

Im Märchen überwindet „das reine Herz“ alles Böse. Doch es werden hohe moralische Maßstäbe angelegt. Die Referentin stellte den Dichter als Mahner und Tröster vor, zeigte aber auch einen Hang zum Predigertum und zur Stilisierung bis hin zur Manie auf.

Der Dichter als Mahner – diesen Aspekt griff dann Dr. Joachim Hensel auf, als er über „Ernst Wiechert als Erzieher“ sprach. Wiechert unterrichtete bis 1930 in Königsberg, u. a. am Hufengymnasium, und von 1930 bis 1933 in Berlin. Der Referent hat Schüler von ihm und deren Kinder kennengelernt, die „mit einer ehrfürchtigen Scheu“ von ihm sprachen. Mit seinen Reden, 1929 an die Abiturienten, 1933 und 1935 gegen das NS-Regime und 1945 mit dem Aufruf zu geistiger Erneuerung und Bußfertigkeit trat er als „Erzieher des Volkes“ auf, als Mahner „gegen den Zeitgeist“, so Hensel. Das brachte ihm Anfeindungen, Verfolgung, Kritik ein, so dass er schließlich 1947 Deutschland verließ und 1950 in der Schweiz starb.

Dr. Krenzlin hatte aufgezeigt, dass es bei Wiechert keine Trennung von Dichtung und Leben gegeben hat. Hensel sprach von der „Zeitzeugenschaft eines Unbeirraren“ in

Ernst Wiechert, der sich als Mahner und Tröster begriff, zeigte allerdings auch einen Hang zum Predigertum und zur Stilisierung bis hin zur Manie.

den Wirren des 20. Jahrhunderts.

So versucht die Wiechert-Gesellschaft seit 25 Jahren das Erbe dieses Zeitzeugen zu pflegen. Klaus Weigelt schilderte eingehend und mit reichem Bildmaterial die Arbeit der IEWG, die 150 Mitglieder aus zwölf Ländern hat. Zwölf wissenschaftliche Tagungen hat sie durchgeführt, vier Bände der Schriftenreihe mit wissenschaftlichen

Untersuchungen liegen vor, dazu 14 „Mitteilungen“ und 20 „Wiechertbriefe“. Die wichtigsten Lebensstationen des Dichters hat man aufgesucht: Masuren, Königsberg, Berlin, Wolfkratshausen, wo Wiechert bis 1947 den Hof Gagert bewohnte, und Stäfa am Zürichsee, wo er ruht.

Ein besonderer Erfolg sind die Veranstaltungen mit polnischen und russischen Wiechert-Freunden zum 125. Geburtstag. In

Bad Pyrmont konnte das zweite Buch der russischen Übersetzerin Lidia Natjagan vorgestellt werden: „Ostpreußen im Werk Ernst Wiecherts“. „Wälder und Menschen“ sowie „Jahre und Zeiten“, das autobiographische Werk, hat sie bereits übersetzt.

Die Wirren des 20. Jahrhunderts sind vorbei, aber, so Weigelt, Wiecherts Aufruf „gegen den Zeitgeist“ gilt weiter, heute gegen Lärm, Gewalt, Ausgrenzung, Gleichschaltung.

Bärbel Beutner (KK)

In seiner „Stadt am Fluss“

Festkonzerte von und für Oskar Gottlieb Blarr in Düsseldorf

Zur Feier des 80. Geburtstags des Düsseldorfer Komponisten und Organisten Oskar Gottlieb Blarr lud die evangelische Kirche zu verschiedenen Konzerten ein. Dabei kamen auch zahlreiche eigene Werke des ehemaligen Kantors der Neanderkirche zur Aufführung, wie der evangelische Kirchen-

kreis Düsseldorf ankündigte. Blarr feierte am 6. Mai seinen 80. Geburtstag.

Den Auftakt der Reihe bildete am 4. Mai ein Orgelkonzert der Evangelischen Kirche Urdenbach, bei dem der Stuttgarter Musikprofessor Jörg-Hannes Hahn Kompositionen von Johann Sebastian Bach und Carl

Philipp Emanuel Bach spielte. Am 6. Mai lud der Kirchenkreis zu einer geistlichen Abendmusik mit Werken von Oskar Gottlieb Blarr aus den Jahren 1963 bis 2012 in der Neanderkirche in der Altstadt ein. Ein weiteres Konzert mit Musik von Blarr fand am 8. Mai in St. Andreas in der Altstadt statt. Am 14. Mai feierte Blarr seinen Geburtstag mit einem musikalisch-literarischen Abend unter dem Titel „Meine Stadt am Fluss“ im Heine-Haus in der Altstadt. Der Musiker trug dort eigene Kompositionen und Texte zu Düsseldorfer Künstlern wie Joachim Neander und Norbert Burgmüller vor. Begleitet

wurde er von Isabelle Joos und Yukiko Jujieda mit Klavierstücken über Gestalten aus der Düsseldorfer Musikgeschichte seit 1288.

Oskar Gottlieb Blarr wurde 1934 in Bartenstein/Bartoczyce in Ostpreußen im heutigen Polen geboren. Er studierte Kirchenmusik in Hannover und wurde 1961 Kantor und Organist in der Düsseldorfer Neanderkirche. Seit 1984 war er zudem Dozent für Instrumentation an der Robert-Schumann-Musikhochschule in der nordrhein-westfälischen Landeshauptstadt. (KK)

KK-NOTIZBUCH

Die **KünstlerGilde Esslingen** zeichnet mit dem diesjährigen **Andreas-Gryphius-Preis** die 1943 in Liegnitz geborene, in Kiel ansässige Schriftstellerin **Therese Chromik** aus, die schon 2012 den Nikolaus-Lenau-Preis für Lyrik erhalten hat. Der Ehrenpreis geht an die 1925 in Röhrsdorf in Schlesien geborene, in Berlin lebende **Leonie Ossowski** für ihr Romanschaffen. Zu den bisherigen Preisträgern gehören Heinz Piontek, August Scholtis, Wolfgang Koeppen, Peter Huchel, Reiner Kunze, Siegfried Lenz, Horst Bienek, Peter Härtling, Jiri Grusa und Arno Surminski. Die Preisverleihung findet am 13. Juni traditionell im **Gerhart-Hauptmann-Haus Düsseldorf** im Rahmen von Literaturtagen statt.

Der **Verein für Deutsche Kulturbeziehungen im Ausland**, Landesverband Rheinland-Pfalz, lädt für den 30. und 31. Mai zur III. **Messe Auslandsdeutscher Kulturarbeit ins Haus Schlesien** in Königswinter-Heisterba-

cherrott. Auskünfte erteilt Messekoordinator und Vorsitzender des Landesverbandes Martin L. Schmidt, martin.l.schmidt@arcor.de.

Das **Kulturwerk Danzig** lädt vom 20. bis zum 22. Juni zum 35. Mal zu dem ausschließlich Danziger Themen gewidmeten **Forum Gedanum in die Ostsee-Akademie in Lübeck-Travemünde**. Anmeldungen nimmt Armin Fenske, Leipziger Straße 18, 40668 Meerbusch, entgegen.

Am 12. Juni eröffnet der Münchner **Adalbert Stifter Verein im Kulturforum Sudetendeutsches Haus München** die Ausstellung „**Kaiser Franz Josef und Franz Ferdinand**“. Die Aufnahmen des Hoffotografen Rudolf Brunner-Dvorák aus der Sammlung Pavel Scheufler zeigen Thronfolger und Kaiser bei Manövern, Jagdausflügen, Besuchen in Böhmen oder Erholungsurlauben. (KK)

Dieses Heft wurde gedruckt mit Unterstützung des Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien.



Herausgeber:
Stiftung Deutsche Kultur im östlichen Europa – OKR
Cäsariusstraße 91
53639 Königswinter
Telefon (02223) 90660 11/-2, Fax (02223) 90660 18
E-Mail: georgaescht@arcor.de
Internet: www.kulturportal-west-ost.eu

Redaktion: Georg Aescht (verantwortlich)

Textnachdruck in Zeitungen und Zeitschriften
honorarfrei bei Quellenangabe (KK).
Zwei Belegexemplare erbeten.
Artikelübernahme in Bücher und Broschüren bedarf
der jeweiligen Vereinbarung mit dem Autor.
Bildabgabe leihweise auf Anforderung.
Für unverlangte Einsendungen wird nicht gehaftet.

Verlag: Westkreuz-Verlag GmbH Berlin/Bonn

Herstellung:
Westkreuz-Druckerei Ahrens KG Berlin/Bonn
Töpchiner Weg 198/200, 12309 Berlin
Telefon (030) 7452047, Fax (030) 7453066
E-Mail: prepress@westkreuz.de
Internet: www.westkreuz.de

Bestellschein

Ich möchte Ihre monatlich erscheinende
KULTURPOLITISCHE KORRESPONDENZ
regelmäßig zugeschickt erhalten. Die Jahresgebühr
von 35 Euro begleiche ich nach Erhalt der Rechnung.
Das Abonnement ist zum Jahresende kündbar.

Meine Versandanschrift lautet:

Name

Straße/Nr.

Plz/Ort

Datum/Unterschrift

Ihr Interesse kann Interesse wecken!

Wenn Ihnen die Thematik der
KULTURPOLITISCHEN
KORRESPONDENZ
am Herzen liegt, so geben Sie sie
bitte auch an Bekannte und Freunde
weiter. Die Stiftung Deutsche Kultur
im östlichen Europa – OKR ist dank-
bar für jede Hilfe bei der Erfüllung
ihrer selbstgestellten Aufgabe, ost-
deutsches kulturelles Erbe bewusst
und europäischen kulturellen Aus-
tausch lebendig zu erhalten.

**Aufgrund der angespannten
Finanzlage bitten wir um Spenden:
Konto 175 321 02, BLZ 370 501 98,
Sparkasse KölnBonn
IBAN DE86 3705 0198 0017 5321 02
BIC COLSD3 33**

Bestellschein senden an:

**Stiftung Deutsche Kultur
im östlichen Europa – OKR
Cäsariusstraße 91
53639 Königswinter**